

# **Deutscher Reporterpreis 2012**

**Kategorie**

**„Bester freier  
Reporter“**

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

1)	Bleuel, Nataly, Der Unfall	S.	5
2)	Doetzer, Stephanie, Fatma	S.	17
3)	Keller, Martina, Carine, 43, lässt sich töten	S.	27
4)	Lieseimer, Dirk, Attackiert dass Imperium!	S.	43
5)	Mösken, Anne Lena, Ihr Kampf	S.	53
6)	Obert, Michael, Der Bürgermeister der Hölle	S.	65
7)	Ott, Friederike, Hungrige Gespenster	S.	79
8)	Schulz, Roland, Warum starb Omar Mamani?	S.	87
9)	Stock, Jonathan, Nächte von Hama	S.	97
10)	Wenderoth, Andreas, Im Herz der Finsternis	S.	103

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Der Unfall

*Unserer Autorin passiert, wovor sich alle Eltern fürchten: Ihre Familie verunglückt mit dem Auto. Ihr jüngster Sohn, 7, muss danach um sein Leben kämpfen.*

Von Nataly Bleuel, NIDO, 20.09.12

Am Abend davor haben wir ein Lagerfeuer gemacht. Matteo holte sich ein Kissen und eine Decke und blickte in die flackernden Flammen. Es war der erste schöne Tag im Jahr. Am Mittag dann kam er früher aus der Schule, er hatte Bauchweh. Um zwei sollte es los gehen: Der Papa würde mit den beiden Jungs zu den Großeltern in die Osterferien fahren. Ich wollte später nach kommen. Seit Tagen sprach Matteo vom Ferienbeginn, bis dahin hatte er sich etwas vorgenommen, jetzt schien es zu spät. Er lag schwach auf dem Teppich. Schließlich sagte er: Bring mir ein Blatt und einen Füller. Dann schrieb er in großen Druckbuchstaben: Liebe E., ich liebe dich. Dein Matteo

Was passiert ist, beginnt für mich nicht mit dem Unfall, ich lasse es nicht mit dem Unfall beginnen. Jetzt, im Nachhinein, da ich die Geschichte erzähle, anderen, mir und uns. Ich habe schon viele Geschichten erzählt. Selten war mir so bewusst, wie entscheidend es ist, wo man eine Geschichte anfangen und wann man sie enden lässt. Wann das Leben aufhört und der Tod naht. Und wie man beides zusammen bringt. Denn wie ich Geschichte schreibe, so versuche ich ihr einen Sinn zu geben. Und meinem Leben. Dem meines Kindes. Unserer Familie.

Matteo war, als er den ersten Liebesbrief seines Lebens schrieb, sieben. Danach schlief er auf dem Teppich ein. Zu meinem Freund sagte ich, er könne ihn ins Auto tragen. Sein Bruder Elias saß schon darin. Matteo wachte von selbst auf. Ich stellte die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

beiden Kindersitze ein und schloss die Gurte, wie ich es immer tue, vor langen Fahrten. Ich habe mal ein Buch übers Mutterwerden beendet mit dieser Szene: Wie ich winkend dem Auto nachblicke, in dem meine Kinder weg fahren, und vor meinem inneren Auge einen Kinderschuh an einem Unfallort sehe. Wie immer blickte ich, winkend, dem Auto nach und dachte: Wenn es passiert, passiert es. Du musst jetzt los lassen.

An meinen Freunden habe ich beobachtet, dass der Mensch oft eingeholt wird von dem, was ihn aus seiner Vergangenheit treibt. Warum ist es so, dass die tiefsten Ängste wahr werden?

Ich gehe in mein Büro. Um 15.04 Uhr, am 29. März 2012, bekomme ich eine Mail von meinem Vater, mit dem Betreff: Schlechte Nachrichten.

Diese Mail habe ich nicht gelöscht. All die Anrufe auf der Mailbox meines ausgeschalteten Handys und auf dem Anrufbeantworter zuhause schon. Sofort, im Moment des Löschens, denkt mein Hirn an den Film, den ich drei Mal gesehen habe: 21 Gramm. Es heißt, wir alle verlieren 21 Gramm, in dem Moment, wo wir sterben. Die Mutter, deren Mann und Kinder durch ein Auto getötet wurden, hört da immer wieder deren letzten Anruf ab. Ich denke: unmöglich. In den folgenden Stunden, Tagen und Nächten hört mein Hirn dann auf, das was passiert einzuordnen. Es kann sich nicht mehr orientieren.

Die Nachricht: Soeben 14:50 rief Nicol an, weil er Dich nicht erreicht. Er hatte einen Unfall. Einer hinter ihnen ist voll auf Euer Auto aufgefahren: Totalschaden. Matteo blutet, Eli hat Kopfwegh. Der Krankenwagen war gerade gekommen. Nicol geht's auch nicht gut. Bitte versuch Nicol zu erreichen, damit er Dir sagen kann, wohin Du fahren musst.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich rufe Nicol an. Er weint. Und sagt, es sei nicht so schlimm. Er würde mir gleich sagen, in welches Krankenhaus ich kommen soll.

Ich springe auf. Wie komme ich sofort da hin? Es ist eine von den Situationen, auf die man sich mit Erste-Hilfe-Kursen vorbereiten zu können glaubt. Ich bin gelähmt und weiß, dass ich sofort etwas tun muss. Aber was? Und wie?

Wir befinden uns ab jetzt im Schock. Es ist als stünde ich im Nebel. Mein Denken setzt aus. Doch gleichzeitig springt der Instinkt an wie Notstrom. Man sieht mit dem Hirn nichts, aber mit dem Herzen luzide. Ich weiß sofort, wen ich anrufen muss. Wer und was wichtig ist. Das könnte ein Grund sein, weshalb aus großem Unglück neue Ordnungen hervor gehen können. Weshalb sich manche Paare nach schweren Unfällen trennen. Weshalb Systeme sich ändern: Jeder - Eltern und Kinder, Großeltern und Freunde - wird wesentlich. Es ist tatsächlich der Moment der Wahrheit.

Ich rufe meine Freundin Tina an. Ich rufe meine Mutter an. Ich rufe meine Freundin Natalie an, sie und ihr Mann sind Ärzte an der Berliner Charité. Meine Freundin Tina sagt, sie komme sofort, um mit mir zum Krankenhaus zu fahren. Meine Freundin Natalie ist auf Standby für medizinische Hilfe und Rat.

Dann ruft Nicol an und sagt: Matteo sei mit dem Hubschrauber weg geflogen worden. Er habe Blut erbrochen. Er und Elias würden in Krankenwägen gefahren.

Als ich das Wort Hubschrauber höre, weiß ich es. Ich heule wie eine Sirene ins Telefon als meine Mutter dran geht. Sie weint auch. Das macht sie sonst nicht in solchen Momenten, sie ist da stressresistent. Jetzt spiegelt sie mein Wissen, ohne dass wir es aussprechen: Mein Kind kann sterben.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nicol war auf der Autobahn, 120 Kilometer südwestlich von Berlin, in einen Stau gekommen. Er blickt in den Rückspiegel – und sieht das Auto mit unverminderter Geschwindigkeit auf unser Auto zurasen. Er kann nichts tun. Das Auto mit den Kindern ist eingekellt. Er schreit. Es gibt einen Knall. Die Airbags vorne platzen auf. Er dreht sich um. Elias scheint unverletzt. Matteo blutet im Gesicht. Nicol kriegt die Türen hinten nicht auf. Er zieht den blutüberströmten Matteo innen nach vorne. Der sagt, es sei alles okay. Während sie auf den Notarzt warten, wird er immer stiller und scheint einzuschlafen. Das ist Nicols Version. Elias sagt: Er habe Papa schreien hören, dann habe es geruckelt, dann habe Matteo geblutet. Die Polizei sagt: Es sei ein schöner Tag gewesen, keine Kurve, kein Hügel, klare Sicht. Keiner verstehe, weshalb der Unfallverursacher nicht abgebremst habe. Hat er telefoniert? An der Musik rumgespielt? Eine SMS getippt? Was der Unfallverursacher sagt, wissen wir nicht. Er hat sich nie gemeldet.

Die Autobahn ist gesperrt, wegen unseres Unfalls. Ich will mit dem Zug fahren, allein. Nicol ruft an und sagt, ich solle ins städtische Klinikum Dessau kommen, in die Notaufnahme im Auenweg 38. Das hätte ich auch selbst heraus gefunden. Was ist los? Er schweigt, er stottert. Dann sagt er: Matteo hat Schädel- und Schädelbasisbrüche, viele.

Mein Körper bleibt stehen. Aber das, was in mir ist – meine Energie, meine Gefühle, mein Inhalt – sackt nach unten. Ich tappe zum Speisewagen, nehme ein Bier und rufe meine Freundin in der Charité an. An ihrer Reaktion merke ich: Ich mache mir nichts vor. Mein Kind kann sterben. Sie erklärt mir, dass man Schädelbasisbrüche operieren muss. Dass sie mit ihrem Neurochirurgen spreche und auf ihrer Intensivstation ein Bett frei zu machen versuche. Dass ein Transport zu riskant sein könnte. Dass sie sich mit dem Klinikum Dessau in Verbindung setze. Sie sagt nicht: Das wird schon. Solche Worte werden jetzt nicht mehr gemacht.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich umgreife die Flasche und versuche, die Langsamkeit des Zuges zu ertragen. Vielleicht schaffe ich es nicht rechtzeitig. Mein Sohn würde sterben ohne dass ich ihn noch einmal lebend gehalten hätte. Doch er wäre gestorben und hätte Liebe erfahren. Mit sieben. Er hätte eine fröhliche Kindheit gehabt. Er ist – er wäre gewesen – ein lustiger, unbeschwerter Junge. So denke ich, im Zug, und der Gedanke gibt mir Kraft. Während er Nicol auf der Intensivstation zusammenbrechen lässt.

Da liegt meine Familie. Zuerst nehme ich Elias in die Arme. Er ist unverletzt, soll aber nach dem Schock beobachtet werden. Mit geweiteten Augen schaut er mich an und weint. Nicol hat eine Platzwunde am Hinterkopf und eine Gehirnerschütterung. Er schluchzt. Auch er muss gehalten werden. Ich laufe zwischen den beiden hin und her. Im Vorbeigehen hatte ich Matteo in einem Raum liegen sehen, zwischen Apparaten, im künstlichen Koma.

Ich gehe zu ihm. Wir werden nun zu tun haben: mit den Kinderärzten der Intensivmedizin, mit Neurochirurgen, Hals-Nasen-Ohren-Ärzten, Anästhesisten, Augenärzten, Psychologinnen, Physiotherapeutinnen, Ergo- und Logotherapeutinnen, Osteopathen, mit vielen Schwestern und einer Seelsorgerin. Matteo hat sieben Schädelbrüche und Schädelbasisbrüche im Stirnbereich. Seine Nebenhöhlen sind zersplittert wie eine Tasse. Splitter ragen in die Augenmuskeln und Knochen Richtung Gehirn. Das ist sicher. Vermutlich sind die Gehirnhaut durchstoßen und der Geruchssinn zerstört. Weitere mögliche Komplikationen: Verletzungen des Gehirns. Anzeichen: Anstieg des Hirndrucks. Mögliche Folgen: motorische, geistige, psychische, sensuative, neuronale, soziale; letale. Persönlichkeitsveränderungen. Matteo wurde intubiert und sediert. Aus seinem Körper ragen ein gutes Dutzend Schläuche, Katheder und Drainagen.

Ich setze mich neben ihn. Er ist fast nackt. Sein Brustkorb hebt und senkt sich als schliefe er friedlich. Sein Körper wirkt gesund und stark, wie immer. Doch ich weiß, dass sein Kopf zerschmettert ist. Ich schaue dem Atmen zu, streichle ihn und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

denke: Wenn er nicht mehr sehen, nicht mehr laufen, sprechen und essen kann – egal. Ich nehm’ alles. Aber er soll leben. Er soll lachen. Dieses Wesen soll bleiben.

Ich bete nicht. Es ist der Zufall.

Ich starre auf die Hirndruckkurve. Wir befinden uns in den Händen der Intensivmedizin. Jetzt bin ich ihr dankbar. Und staune, wie fern wir sind von der Welt, in der wir bislang leben konnten. In der ein paar Kügelchen ausreichen. Und Worte.

Denn unter diesen Medizinerinnen bin ich in einer Welt des Faktischen. Was ist? Was tun wir als nächstes? Diese Welt und ihre Sprache sind mir fremd. Ich komme aus einer Welt des Spekulativen: Was wäre wenn? Was könnte sein? Was glaubst du, dass...? Kein Arzt wird mir auf solche Fragen antworten. Am späten Abend sagt der Kinderarzt, er sei verhalten optimistisch, weil der Hirndruck bislang relativ stabil sei. Der Neurochirurg aber verzieht keine Mine und sagt: Ihr Sohn hat sehr schwere Kopfverletzungen. Ärzte sind auch nur Menschen mit unterschiedlichen Persönlichkeiten. Ich befrage sie alle und nicht nach dem, was ich hören will. Der Intensivarzt sagt, ich sei stressresistent. Ich selbst komme mir vor wie ein Roboter: Denken und Fühlen abgeschaltet. Ein Schritt nach dem anderen. Gelenkt von den Ärzten. Wir haben gegenläufige Sichtweisen. Ich kannte ein gesundes Kind und sehe es zerstört im Krankenhaus wieder. Die Ärzte und Schwestern sehen einen kaputten Menschen und wollen ihn lebend kennen. Sie wollen, dass Matteo lebt. Ich vertraue ihnen.

Elias fragt, in seinem Bett liegend, was wäre das Schlimmstmögliche, das mit Matteo passieren könnte? Ich starre ihn an. Mir fällt keine Antwort ein, zum ersten Mal seit ich Kinder habe. Ich vergrabe mein Gesicht in seinen Haaren. Dann rettet uns eine Schwester. Sie nimmt Elias’ Gesicht zwischen die Hände und sagt: Wir tun alles,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

um dein Brüderchen wieder gesund zu machen. Später schenkt sie mir ein Bier, das erste in ihren dreißig Jahren auf der Kinderintensivstation.

Bestimmte Worte werden hier gemieden. Es ist wie Aberglaube, als würde man herbei rufen, was man ausspricht. Sterben. Tod.

Ich bekomme ein Zimmer. Von da sind es zwanzig Schritte zur Kinderintensivstation. Und zwei zum Kreissaal. So nah liegen der Beginn und das Ende des Lebens beisammen. Ich hege keinen Groll gegen die Wöchnerinnen. Doch ich glaube, wir machen ihnen Angst.

Am frühen Morgen schrecke ich aus dem Schlaf. Ja, ich kann in solchen Situationen schlafen, ich kompensiere Krisen durch Absenzen. Ich laufe zu Zimmer 1. Matteos Apparate piepen, zwei Schwestern hantieren an ihm herum. Er kommt zu sich. Er zuckt mit den Armen. Ich sage: Matteo, hab keine Angst, ich bin da. Seine Augen, sein Gesicht sind zugeschwollen. Mit dem Däumchen drückt er meine Hand. Die Hirndruckkurve schnellert nach oben. Mir wird schwarz vor Augen. Die Schwester bringt mich weg.

Die Seelsorgerin kommt. Sie sagt, wir sollten ruhig offen reden. Elias sagt, er habe das Gefühl, ich erzählte ihm nicht alles. Ich verspreche ihm, ihn einzubinden. Er hört alles mit, zwei Stunden sitzt er neben uns, während die Ärzte uns ihr Vorgehen und sämtliche Eventualitäten der Operation erklären. Das Kind ist neun und es macht uns Erwachsenen vor, wie man sich verhalten kann: im Hier und Jetzt. Mein großer Sohn gibt mir Kraft. Das sage ich ihm und dass er sich nicht überfordern soll. Er nickt.

Die Operation dauert sieben Stunden. Meine Freundin hatte mich gewarnt. Irgendwann schwindet meine Abwehrkraft. Bis dahin hatte ich gedacht: Wenn es einer schafft, dann Matteo, er ist so robust. Doch ich werde schwach, ich sehe einen Friedhof, ich sehe weinende Großeltern, ich sehe mich mein totes Kind halten. Ich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

denke: Du hast ein verlässliches Bauchgefühl - wenn du diese Bilder siehst, muss was dran sein. Hysterische Angst.

Die Operation verläuft gut. Er bekommt Titanplatten in die Knochen. Splitterungen werden mit Eigengewebe verklebt und mit Fremdgewebe rekonstruiert. Er soll noch zwei Tage sediert bleiben. Damit die schwachen Stellen in Ruhe heilen. Doch die Schwestern und Ärzte warnen mich: Wenn er aufwacht, sei das nicht wie im Film. Da komme das Durchgangssyndrom.

Durchgangssyndrom, das lese ich später, als ich versuchen kann, das Geschehen in Kategorien zu fassen, ein Durchgangssyndrom ist eine Art psychotisches Delirium.

Der Horror. Matteo wacht langsam auf. Seine Nase ist verklebt, die Augen geschwollen, der Kopf voller Pflaster, seine Arme sind fixiert, damit er sich nichts heraus reißt. Er war noch nie zuvor im Krankenhaus, er weiß sicher nicht, warum er hier ist. Nicol hat Elias zu meinen Eltern gebracht, sie sind beide nicht da. Elias ruft alle zwei Stunden an, hinter seinen fachmännischen Erkundigungen liegt eine zehrende Sehnsucht nach seinem Bruder. Er meint, ich solle Matteo sagen, es sei ihm wie Prödl ergangen, einem Fußballer, der ähnliche Kopfverletzungen hatte. Ich rede auf Matteo ein. Unfall, Prödl, Operation, Kopf, vier Tage geschlafen. Er versucht, seine Hände zum Kopf zu führen. Er ist gefesselt. Er schielt durch den linken Augenspalt auf die Schläuche, die aus ihm ragen und auf die Fremden in Kitteln, die von oben auf sein Bett blicken.

Sein erster Satz ist: Ich will ein Mensch sein.

Er sagt: Wenn man vier Tage nichts getrunken hat, ist man tot.

Er sagt: Ich will nach Hause zu meiner Mami.

Er sagt: Habt ihr ein Telefon, wir rufen jetzt ein Taxi.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Er versucht, die Arme hoch zu reißen. Er schiebt die Unterlippe vor und krächzt:  
Lasst mich gehen!

Dann reißt er den Kopf auf die Brust und ruft panisch: Pass auf, da kommt was von hinten, pass auf, es kracht gleich, da kommt ein Tornado, pass auf!

Es ist als wäre seine Seele kurz nach dem Unfall angehalten worden. Jetzt muss sie alles verarbeiten. Auf Hochtouren. Eine Stunde, zwei Stunden, vier, sieben. Er wird nicht ruhiger. Er überdreht zwischen Panik, Aggression und tiefster Traurigkeit.

Ich singe „Der Mond ist aufgegangen“, bestimmt 30 Mal. Dann spiele ich vom Handy „Over the Rainbow“, auch die Stimme von Israel Kamkawiwo'ole beruhigt ihn. Mich nicht. Es ist das Lied, das mein Freund am Grab seines Freundes spielte.

Nach zehn Stunden beschließen die Ärzte, ihm das Beruhigungsmittel Dormicum wieder zu geben. Matteo reagiere sensibel, das sei wie ein Drogenentzug. Ich denke: Ihr mögt von Intensivmedizin Ahnung haben, doch von der Psyche weniger. Ich verstehe jede Regung dieses Menschen, der sich nicht mehr als einer sehen kann.

Am nächsten Tag wird er ruhiger. Er kann zwei Tage nicht durch die Nase atmen. Der trockene Atem hinterlässt eine Blutkruste auf seiner Zunge. Er ist traurig. Apathisch. Depressiv. Er weint. Zwei Tage lang. Ich tupfe. Ich rede. Ich lese vor. Ich versuche ihn zum Lachen zu bringen. Er starrt mich an. Ich denke: Ist das nur der Durchgang? Oder eine Persönlichkeitsveränderung? Sei nicht so ungeduldig! Nach zwei Tagen laufe ich in den Wald. Ich würde gern schreien. Aber in mir ist es so still als würde ich vergehen.

Zu Bewusstsein komme ich als ich den Schnitt sehe. Sie haben den Kopf meines Kindes von einem Ohr zum anderen aufgeschnitten. Sie sagen: Heilt ja toll, sieht ja

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

super aus! Meine Freundin sagt das auch. Dann muss sie mal schnell aufs Klo. Und kommt verweint wieder.

Wir lebten zwei Wochen im Krankenhaus, zwischen Leben und Tod. In dieser Zeit wurde nahezu täglich ein Kind geboren; keines ist gestorben. Die Schwestern und Ärzte behandelten uns wie gute Gäste. Freunde sagten, Dessau sei hässlich; doch das Klinikum war ein Glück, fachlich wie menschlich. Ins Gästebuch schrieben wir, die Charité könne sich von der Provinz was abkucken, vor allem menschlich. Ich bin dankbar. Aber nicht nur weil man in der Not bescheiden wird. Jedes Mal, wenn ich an dem von einem Halogenlicht bestrahlten künstlichen weißen Kirschblütenzweig auf dem Empfangstresen der Station 29 vorbei lief, habe ich mich gefreut. Im normalen Leben hätte ich darüber gelacht.

Am Ostersonntag schreibe ich eine SMS an alle Freunde, die sich um Matteo sorgten. Es sind viele. Das Mitgefühl war zu spüren wie eine Lichterkette um uns herum. Eine Freundin sagt: Weil es der Alptraum aller Eltern ist.

Die Nachricht: Matteo ist aufgestanden und von der Intensivstation zu unserem Zimmer neben dem Kreissaal geschlappt. Da hat er laut gelacht. Er lebt.

Ein Sturm von begeisterten SMS kommt zurück, eine Freundin schreibt: Wunderbare Auferstehung.

Beim Griesbrei im Essraum der Kinderstation fragen wir Matteo, ob er sich an den Unfall erinnert. Ja klar, sagt er. Wir kamen in einen Stau. Ich habe mich vorgebeugt, weil die Haare elektrisch am Sitz klebten. Dann hat es gekracht und ich bin mit der Stirn an die Eisenstangen der Kopfstütze geknallt. Ich habe geblutet, es hat nicht weh getan. Dann kam der Hubschrauber und ich bin eingeschlafen. Wenn ich an den Mann denke, der uns rein gefahren ist, tut meine Narbe weh wie die von Harry Potter.

Nicol sagt: Du erinnerst dich an den Mann?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ja, sagt Matteo, Nicol wird bleich und ich spüre, wie er innerlich einstürzt.

Einmal, beim Abendessen mit Elias, während Matteo und Nicol in der Reha sind, der Gedanke: Wenn wir immer so hier säßen, zu zweit, allein

Ich habe viele Geschichten geschrieben, an dieser ist zweierlei besonders: Ich weiß nicht, ob das jetzt ihr Ende ist. Ein Trauma kann einen ein Leben lang treiben. Nicol blickt immer wieder in den Rückspiegel, Elias war vielleicht zu tapfer, Matteo vergisst manchmal Wörter. Und: Ich habe mich noch nie für eine Geschichte bedankt. Diesmal will ich das tun. Ich danke Schwester Rita für ihr Bier und Schwester Diana für ihre Tränen. Ich danke den Ärzten dafür dass sie versucht haben, all unsere Fragen sofort zu beantworten und dass sie vermutlich alles richtig gemacht haben. Ich danke meinen Freunden für ihr Mitleben und den Großeltern dafür, dass sie über sich hinaus gewachsen sind. Ich danke den Eltern und Kindern in der neurochirurgischen Reha dafür, dass sie die Kraft aufgebracht haben, ein Kind neben sich zu ertragen, das noch alles kann: gehen, essen, lesen, schreiben, denken, tanzen und lachen. Ich danke dem Zufall, dem anderen. Und dem Leben. Ja, ich danke dem Leben.

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)



## Fatma

*Fatma ist Putzfrau in Doha, Katar. Sie kam vor zwölf Jahren von den Philippinen. Fatma putzt auch die Wohnung unserer Autorin – und erzählt nebenbei ihre Lebensgeschichte\**

Stephanie Doetzer, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 02.08.2012

Fatma kann im Staub lesen. Sie liest darin, wann zum letzten Mal geputzt wurde, wieviele Menschen in der Wohnung leben und ob sie ihr Leben unter Kontrolle haben. Die meisten, sagt Fatma, lügen, wenn sie fragt, wann sie zum letzten Mal die Küche gewischt haben. Aber der Staub, der trägt nicht.

Vier, fünf Wohnungen putzt sie pro Tag, jeden Tag außer freitags. Es sei denn, es gibt einen Sandsturm, dann klingelt ihr Handy auch freitags im Stundentakt.

Fatma war meine erste Putzfrau. Sie kam auf Empfehlung von Kollegen, und weil ich nicht recht wusste, wie das üblicherweise läuft, habe ich mitgeputzt. Erst zur Kontrolle, dann der Geschichte wegen.

Sonntagnachmittag in Doha, alle zwei Wochen: Trrrr. Energisches Türklingeln. Sie steht verhüllt von einem Ganzkörperschleier vor der Tür, geht zackigen Schrittes hinein, küsst mich auf beide Wangen, wirft dann ihre schwarze Abaya und den Niqab auf den Wohnzimmersessel, krepelt die Schlafanzughosenbeine hoch und fängt in atemberaubender Geschwindigkeit an zu wischen und zu schrubben. Ich sortiere meine Papierstapel, sie erzählt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Geschichte beginnt im Sommer vor zwölf Jahren. Wie die meisten der 40 000 philippinischen Frauen in Katar kommt Fatma als Hausmädchen ins Land. Sie füllt ein Formular aus, auf dem ihre Körpergröße, ihre Hautfarbe und ihr Gewicht festgehalten werden. Daneben zwei Fotos, einmal Porträt, einmal ganzer Körper. Darunter Kästchen zum Ankreuzen: Cooking yes/no, Babysitting yes/no, Arabic speaking yes/no. Das sind die Informationen, die katarische Familien haben, bevor sie ein Hausmädchen aus Asien ins Land holen.

Fatma hat vier Kinder, die jüngste Tochter war damals acht Monate alt, der Vater mit einer anderen Frau verschwunden. Bald kommt die Zusage aus Doha, sieben Tage später soll sie fliegen. Fatma packt ihre Sachen, setzt ihre Kinder bei ihrer Mutter ab und verabschiedet sich.

“Ich habe meine Kinder zurückgelassen, um mich um die Kinder einer anderen Frau zu kümmern”, sagt Fatma und putzt ein bißchen langsamer. Sie sagt, ihre Kinder zu verlassen sei das einzige gewesen, was sie je für sie tun konnte. Dann wechselt sie das Thema.

## Episode No.1

“Vorher, auf den Philippinen, habe ich viele Geschichten darüber gehört, wie sie hier mit ihren Dienstmädchen umgehen. Aber elhamdulillah, Gott sei Dank, es sind nicht alle Menschen gleich”, sagt sie, “sie sind so unterschiedlich wie unsere Finger”. In Doha angekommen gehört Fatma zu einer ganzen Mannschaft von Angestellten einer gutsituierten katarischen Familie: “Drei Dienstmädchen, drei Fahrer, ein Koch und ein Mann für die Wäsche”. Damaliges Monatsgehalt: 500 Rial, umgerechnet 112 Euro.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fatmas Eltern, ihr Bruder und eine Tante warten auf Geld aus Doha, die Kinder sowieso. “Ich hab meinem Boss gesagt, dass ich das Gehalt so nicht akzeptieren kann. Wenn es keinen armen Leute wie mich gäbe, dann gäbe es keine reichen Leute wie ihn, habe ich ihm gesagt. Und dass er etwas davon abgeben soll, wenn Gott ihn so begünstigt hat.” Der Familienvater ist einverstanden, seine Frau aber blockiert jede zusätzliche Ausgabe. Eine Gehaltserhöhung gibt es trotzdem, nur eben hinter ihrem Rücken. Fatma bekommt bald nicht nur mehr Geld, er kauft ihr auch Kleidung und Kosmetika. Einmal sogar Parfum. Zum Ausgleich schläft sie mit ihm.

Fatma erzählt das kurz und bündig, mit gleichgültigem Ton. Es ist nichts, wofür sie im Staubwischen innenhalten müsste. Fatma findet ihre Geschichte normal. Es ist die Geschichte der Hausmädchen in den Golfstaaten, es gibt sie in tausendfachen Varianten, jede besonders und dennoch mit ähnlichen Mustern. Fast immer ist es die Geschichte eines Selbstverkaufs für Geld, das letztlich doch nicht reicht. Oder reicht, aber seinen Preis nicht wert war. Und die Geschichte eines Familiendramas hinter verschlossenen Türen.

“Die Frau tut so, als ob sie nichts wüßte. Sie kann nicht zugeben, dass ihr Mann mit der Dienerin ins Bett geht. Aber sie spürt es irgendwo. Und dann macht sie dein Leben zur Hölle.” Anderthalb Jahre nach ihrer Ankunft wird Fatma zum ersten Mal aus Katar ausgewiesen. Die Ehefrau schleppt sie nach einem nächtlichen Eklat zurück zur Agentur, die Fatma vermittelt hatte, die Agentur wiederum bringt sie zum sogenannten “Deportation Centre”, einer Art Abschiebegefängnis. Zwei Wochen später sitzt sie in einer Gulf Air Maschine nach Manila und hört die Geschichten der anderen.

Flüge von Doha, Abu Dhabi oder Riad auf die Philippinen sind voll von Hausmädchen mit Gesprächsbedarf. Frauen, die nach Jahren zum ersten Mal nach Hause fliegen und sich auf ihre Familien freuen, genauso wie solche, die gegen ihren Willen ausgewiesen wurden und nicht wissen, wie es weitergehen soll. Manchmal auch schwangere Hausmädchen, die ihr Kind in Manila austragen und danach zurück nach

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Doha fliegen, um für die gleiche Familie weiterzuarbeiten. “Die Familien sagen: Das Kind ist vom indischen Fahrer. Aber alle wissen, dass das nicht stimmt.” sagt Fatma.

80% der Frauen, die sie kenne, behauptet sie, hätten irgendwann eine Beziehung zu ihrem Arbeitgeber oder einem anderen Mann im Umfeld der Familie. “Fatma, Du übertreibst”, sage ich. Doch niemand kennt genaue Zahlen. Eine verlässliche Sozialforschung über Hausmädchen in den Golfstaaten gibt es nicht, jedenfalls nicht zu diesem Thema. Was es gibt, sind Gerüchte. Und die Labour Offices der Botschaften, die auch für Hausmädchen zuständig sind.

“An einem durchschnittlichen Tag flüchten fünf, sechs Frauen zu uns”, erzählt ein Mitarbeiter der philippinischen Botschaft. “Und von zehn Ausreißerinnen wurden sieben oder acht von ihren Arbeitgebern mißhandelt.” Die häufigsten Fälle: Nicht genug zu Essen, Schläge, manchmal monatelanges Eingesperrtsein, bis sich eine Möglichkeit zur Flucht ergibt. Und wieviele haben sexuelle Beziehungen zu ihrem Arbeitgeber? “Zwei oder drei von zehn erzählen uns von sexuellen Belästigungen,” sagt der Botschaftsmitarbeiter. “Aber tatsächliche Beziehungen sind selten. Wissen Sie, philippinische Frauen sind sehr gottesfürchtig. Die tun solche Dinge nicht, wenn sie nicht gezwungen werden.”

Sicher ist: Das Spektrum reicht von Vergewaltigungen, über finanzielle Versprechungen bis hin zu verwirrter Verliebtheit auf beiden Seiten. “Es kommt darauf an”, sagt Fatma, “Manchmal geht es um Geld. Manchmal sind die Männer in ihrer Ehe unglücklich und einsam. Und die Dienstmädchen sind auch unglücklich und einsam. Und dann fangen sie etwas an.”

Manchmal endet das Etwas erst mit dem Ende des Vertrags, wenn das Hausmädchen nach zwei, fünf, manchmal auch mehr als zehn Jahren auf die Philippinen zurückkehrt

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

oder die Familie wechselt. Meistens aber endet es mit einem Drama, sagt der Botschaftsmitarbeiter.

Fatma steht in meinem Wohnzimmer, mit dem Schrubber in der Hand und spielt alle drei Rollen. Die des Ehemanns, der seiner Frau sagt, dass er sie nicht brauche (“Meine Dienerin macht alles für mich, was willst Du noch hier!”), die der Ehefrau, die aus gekränktem Stolz das Hausmädchen schickaniert; die des Hausmädchens, das sich an den Kindern abreagiert und dann zur philipinischen Botschaft flüchtet.

“Das ist das Leben”, sagt Fatma während sie auf meine Küchenanrichte steigt und den Ventilator entstaubt.

Fatma ist heute 37 Jahre alt und in vieler Hinsicht anders als die meisten Philippinas in Katar. Statt sanft und zart ist sie robust und dickköpfig. Die meisten cleaning ladies wagen nur selten Blickkontakt und nennen mich “Madame”, auch wenn ich jünger bin und sie nicht zum Putzen treffe, sondern für Interviews. Fatma sagt nicht “Madame”. Sie brüllt “Steeeph!” quer durchs Haus.

Fatma ist unkompliziert. Trotzdem habe ich lange gebraucht, bis ich gewagt habe, sie um ein Interview zu bitten, statt nur heimlich Notizen zu machen. Ich dachte, die Geschichte sei ihr zu intim, zu heikel. Falsch gedacht. Fatma freut sich, dass ich neuerdings beim Putzen ein Aufnahmegerät mitlaufen lasse. Sie freut sich über die deutsche Zeitung, die sich für sie interessiert.

Meine Kollegen und ich sind für sie das, was sie “professional people” nennt. Das Wort hat in ihrem Mund einen ungeheuer positiven Klang und meint alle, die mit Computern arbeiten und bei der Arbeit nicht schmutzig werden. “Am Anfang wußte ich nicht, wie ich mit professionellen Leuten umgehen soll”, sagt Fatma. “Aber dann hab

ich gemerkt: Sie sind wie wir.” Aus den Badezimmern ihrer Kunden schließt sie, ob es ihnen gut geht oder ob sie morgens gestresst aus der Wohnung hetzen. Und manchmal zählt sie die zusammengeknüllten Taschentücher unter dem Kopfkissen. “Da liegen manchmal lauter Kleenex”, erzählt sie mir beim Bettenaufschütteln. “Und da hab ich mir gedacht: Auch die professionellen Leute weinen in der Nacht.”

## Episode No.2

Sie selbst habe das hinter sich, meint sie. Sie weine nicht mehr, schon gar nicht wegen Männern. “Als ich nach der ersten Abschiebung zurück nach Katar gekommen bin, bin ich durch die Hölle gegangen,” erzählt sie, in jenem unbeteiligt, lakonischen Ton, als ob es nicht um ihr Leben ginge. Dass sie überhaupt zurück nach Doha kam, liegt am zweiten Teil ihres Dramas: Noch am Flughafen bekommt Fatma einen Anruf von einem katarischen Mann, den sie flüchtig kennt und der ihr verspricht, sie auf eigene Kosten zurück ins Land zu holen.

Er besucht sie auf den Philippinen, nimmt ihren Reisepass mit und schickt bald darauf ein Visum mit neuem Sponsor – so nennt man in den Golfstaaten den Einheimischen, der eine Art Vormundschaft für Migranten übernimmt und von dessen Einwilligung nicht nur das Visum abhängt, sondern auch jeder Arbeitswechsel und die spätere Ausreise. Theoretisch sollte der Sponsor gleichzeitig der Arbeitgeber sein, doch es hat sich ein schwunghafter Handel mit den Lizenzen entwickelt. “In seiner Familie konnte ich nicht arbeiten, weil seine Frau eifersüchtig war. Also hat er mich als Hausmädchen zu Freunden von sich getan und ist mich besuchen gekommen”, sagt Fatma. Sie wird seine Gebliete, diesmal in der Kategorie verwirrte Verliebtheit auf beiden Seiten.

Was folgt ist jenes Chaos, das einsetzt, wenn manche religiöse Regeln angewandt, andere uminterpretiert und wieder andere über Bord geworfen werden. Sie konvertiert, von ihm inspiriert, zum Islam und nennt sich seitdem Fatma. Der Name in ihrem

Reisepass bleibt so katholisch wie auf den Philippinen üblich. Er versucht sich in theologischen Rechtfertigungen seines Ehebruchs, verheddert sich in den eigenen Argumenten und lässt sein schlechtes Gewissen an ihr aus.

“Da habe ich dann angefangen den Gesichtsschleier zu tragen”, erzählt Fatma. Weil das für Dich eine religiöse Regel ist? “Weil ich nicht wie ein Hund behandelt werden will”, sagt sie. Weil eine Filipina in Jeans und T-Shirt zu viele unmoralische Angebote bekommt. Weil “Filipina” am Golf für manche nichts anderes bedeutet als: “ein Mädchen, bei dem man es sich erlauben kann”.

Unter dem Niqab wird sie nicht mehr erkannt. Nicht einmal von ihrem ehemaligen Liebhaber, den sie schließlich abserviert und nie wieder sehen möchte. Mit Folgen: Visum zurückgezogen, zweite Ausweisung. Und dritter Mann. Der jetzige.

## Episode No.3

Gerardo heißt er, arbeitet auf einer Baustelle im Norden Katars und lebt in einem Arbeitslager für asiatische Gastarbeiter in Doha. Fatmas Onkel bringt die beiden zusammen, sie unterhalten sich – und beschließen, im Schnellverfahren zu heiraten. Die Ehe ist ein Deal: Sie will ein Visum und eine kostenlose Wohnung. Er will eine Frau. Beide bekommen, was sie wollen. Sie kann durch die Heirat nach ihrer Abschiebung neu als Ehefrau eines Arbeiters einreisen und braucht keinen eigenen Sponsor mehr. Auf seiner Matratze ist Platz für eine zweite Person, die Miete zahlt die Baufirma.

Gerardo trägt amerikanische Baseball-Kappen und goldene Kettchen, er lebt seit fünfzehn Jahren im Ausland, erst in Taiwan, dann in den Golfstaaten. Seit Fatma sein Zimmer in Schuss hält, abends kocht und ihm den Rücken massiert, wird er von seinen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kollegen beneidet. In der Unterkunft für rund 70 Bauarbeiter ist Fatma weit und breit die einzige Frau.

Und die einzige, die soviel verdient wie sechs Bauarbeiter zusammen. “Gott hat sich dafür bedankt, dass ich zum Islam gefunden habe”, sagt Fatma. “Ich habe zu ihm gebetet und ihm gesagt: Bitte, gib mir genug Kunden und gib mir einen Mann, der bleibt. Und wenn Du mir nicht 100 Prozent geben kannst, dann gib mir 50 Prozent. Es muss ja nicht perfekt sein.”

Die Hälfte des Wunschs wird erfüllt. Fatma trifft eine Engländerin, die eine Putzfrau sucht und Fatma prompt weiterempfiehlt. Seit vier Jahren schrubbt sie nun als freischaffende Putzfrau die Wohnungen von Europäern, die bereit sind, dreimal so viel zu zahlen wie für die sonst üblichen Reinigungsfirmen. Manpower-Agenturen vermieten Putzhilfen aus Sri Lanka für weniger als fünf Euro die Stunde. Für die dort angestellte Frau bleiben davon im Monat maximal 200 Euro. Fatma bringt es auf 1150 Euro und 1600 in Monaten mit Sandsturm. Seit ihrer Ankunft im Sommer 2000 hat sie ihr Gehalt verzehnfacht.

Sie hat auf den Philipinen ein Grundstück gekauft, ihren ältesten Töchtern die Ausbildung bezahlt und die Krankenhausrechnungen der gesamten Verwandtschaft. Seit kurzem hat sie einen gebrauchten Laptop und ein Facebook-Account, fast wie professional people.

Damit wir beim Reden nicht immer nur Putzen lädt sie mich zum Abendessen ein. Sie schickt Gerardo zu Freunden (“Er kann morgen die Reste haben.”) und serviert frischen Hummer und eine riesige Schokoladentorte aus einem viel zu teuren Laden. Ich protestiere, sie lächelt nur. Und erzählt später verächtlich, dass sie für ihren Mann das Essen zahlen müsse, obwohl dafür im Islam schließlich der Mann zuständig sei.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Derzeit ist sie nicht sicher, ob ihre Ehe noch ein strategischer Vorteil ist. Aber die Miete! Und das Visum! Und vor allem: “Es hat schon schlimmere Männer gegeben.” Doch es gibt da einen Haken: Die Ehe von Fatma und Gerardo ist eine Ehe, die es gar nicht geben dürfte. Die es aber an Orten gibt, in denen die Globalisierung die Gesetze überholt hat. Denn Gerardo war schon verheiratet. Mit einer Frau, die auf den Philippinen lebt, Mutter seiner drei Kinder ist und denkt, ihr Mann lebe in Doha ganz alleine.

Neben zwei Ehefrauen hat Gerardo somit zwei Religionen. Auf den Philippinen ist er Katholik und geht in den Sonntagsgottesdienst. In Katar ist er für die Heirat mit Fatma zum Islam konvertiert, ihre Ehe ist in Doha nach islamischem Recht eingetragen – und in ihrer Heimat ungültig.

Fatma versteht das nicht. Bei der philippinischen Botschaft habe man ihr gesagt, ihre Ehepapiere hätten keinerlei Bedeutung. “Gott sind Eure Gesetze scheißegal!” habe sie der Dame am Schalter gesagt. “Er wird ja wohl wissen, wie man die Papiere richtig machen muss!”

Als wir gerade anfangen, die Schokoladentorte anzuschneiden, kommt Gerardo ins Zimmer. Er setzt sich kurz, dann klingelt sein Handy. Er läuft hektisch aus der Tür und hebt erst draußen ab.

“Seine Frau” sagt Fatma. Gerardo läuft vor dem Gebäude auf und ab, Handy eng am Ohr. “Wir haben eine Regel: Wenn ich im Zimmer bin und sie anruft, dann muss er raus”. Es ist vermutlich die einzige Regel, die in ihrer Ehe Bestand hat.

Wie lange wollt ihr das noch machen? Noch zwei Jahre, sagt sie. Vielleicht drei, sagt er. Dann möchten sie zurück auf die Philippinen und das Geld genießen, das sie hier

verdienen. Aber wie, das weiß keiner von beiden. Gerardo könnte zu seiner ersten Familie zurückkehren und so tun als sei nichts gewesen. Fatma könnte eine Entscheidung fordern. Doch die Philippinen sind das weltweit einzige Land, in dem Ehen nicht geschieden, sondern nur annulliert werden können. Er grinst. Sie schweigt. “Wir sind hier um Geld zu verdienen, nicht um Kopfweh zu kriegen”, sagt Gerardo.

Fatma betet, dass sich alles irgendwie fügen möge. An freien Abenden spielt sie mit Facebook. Sie hat eine App entdeckt, mit der man das eigene Foto als Cover bekannter Magazine einfügen kann. Sie zeigt mir lachend ihr Werk: Forbes steht darauf in großen Lettern, darunter Fatmas Foto, sie lächelt darauf in die Kamera, ohne Kopftuch, nur mit Tanktop. Über ihrer Brust der Titel: “Billionaires – the richest people in the world”.

Würdest Du nach alledem nochmal nach Katar kommen? frage ich bei unserem letzten Treffen. “Natürlich”, sagt Fatma. “Staub ist Geld. Und Katar ist das staubigste Land der Welt”.

\* In der Printausgabe ist der Text ohne Vorspann erschienen. Die eingereichte Fassung ist die Originalfassung des Textes, die sich in einem Punkt von der veröffentlichten Fassung unterscheidet: Der Redakteur hat die in der Vergangenheit liegenden Ereignisse in die erste Vergangenheit gesetzt – auch gut, aber ich persönlich finde durchgängiges Präsens passender.

## Carine, 43, lässt sich töten

*Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit ereignete sich in Belgien eine Weltpremiere: Ärzte ließen eine Patientin auf deren Wunsch hin sterben, sofort danach entnahmen ihr andere Mediziner Organe.*

Martina Keller, Die Zeit, 24.10.2011

An ihrem selbst gewählten Todestag wirkt Carine Geerts\* aufgeregt und glücklich. Die 43jährige Frau aus Belgien hat ein Krankenzimmer in der Universitätsklinik Antwerpen bezogen, für wenige Stunden nur, bald braucht sie es nicht mehr. Bei Carine sind ihre drei Kinder, 17 bis 21 Jahre alt, und ihr Freund. Sie trinken gemeinsam ein letztes Glas Weißwein. Seit einem Schlaganfall ist Carine behindert. Über ein Jahr lang hat sie versucht, sich in ihr altes Leben zurück zu kämpfen, doch nun hofft sie nicht mehr auf Besserung oder Heilung. Sie will sterben, hier in der Klinik, durch die Hand eines Arztes. »Ich will meinen Körper los sein. Er geht nicht mehr«, hat sie zwei Tage vor ihrem Tod dem Hausarzt gesagt.

Patrick Wyffels hat das Gespräch mit Carine gefilmt, als Erinnerung für die Angehörigen der jungen Frau, aber auch zu seiner Absicherung. Er ist einer der Ärzte, die Carines Sterbewunsch geprüft und die Euthanasie so ermöglicht haben. Der in Deutschland durch die Verbrechen der Nationalsozialisten belastete Begriff wird in Belgien nach wie vor verwendet, Euthanasie meint dort die Beendigung eines Menschenlebens auf Wunsch des Betroffenen. Dies ist zulässig, wenn strenge gesetzliche Vorgaben erfüllt sind, doch der Fall von Carine liegt besonders. Sie will nicht nur sterben, sondern auch ihre Organe spenden. Deshalb verbringt sie ihre letzten Stunden in der Klinik statt in der eigenen Wohnung. Carine wird die tödliche Injektion im Operationssaal erhalten.

Carines Fall ist eine Weltpremiere. Nie zuvor haben Ärzte einen Patienten aktiv getötet und ihm sofort danach Organe entnommen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Von dieser Premiere soll die Welt allerdings vorerst nichts wissen. Die beteiligten Ärzte vereinbarten Stillschweigen, als sie Carine am 29. Januar 2005 gegen 13.30 Uhr töteten und ihr dann die Nieren, die Leber und die Bauchspeicheldrüse entnahmen. Erst 2009 erscheint die erste Publikation über diesen Fall – und drei weitere – in der medizinischen Fachpresse. Die Öffentlichkeit in Belgien erfährt von Carines Geschichte im selben Jahr durch einen Bericht in der Fernsehsendung *Terzake* – Zur Sache; dort werden unter anderem Auszüge des Interviews mit ihr gesendet. Hausarzt Wyffels findet, es sei an der Zeit für eine große Diskussion: Auch andere Menschen sollen von der Möglichkeit erfahren, dass Chirurgen Patienten nach der erwünschten Tötung die Organe entnehmen und sie hilfsbedürftigen Menschen einpflanzen.

Doch die Debatte findet nicht statt. Die belgischen Tageszeitungen berichten anerkennend über die »Weltpremiere«. In Deutschland kommen die vorsichtig dosierten Informationen der belgischen Ärzte erst im Frühjahr 2011 an, nach einem Kongress der Königlichen Akademie für Medizin in Brüssel. Dort haben drei Chirurgen ihr neues Vorgehen vorgestellt. Danach erscheinen wenige Artikel in deutschen Ärztezeitschriften – Publikumsmedien greifen die Fälle bis heute nicht auf.

Dabei rührt das, was mit Carine geschah, an grundlegende Fragen der Medizinethik. In Deutschland würde einem Arzt, der einen Patienten tötete, Gefängnis drohen. Lediglich Sterbebegleitung ist hierzulande erlaubt, das bedeutet: lebensverlängernde Maßnahmen unterlassen oder beenden. »Töten gehört nicht in das Handwerkszeug von Ärztinnen und Ärzten«, sagte der scheidende Ärztekammerpräsident Jörg-Dietrich Hoppe noch im Mai fest. Das Töten eines Patienten mit einer Organentnahme zu verknüpfen bricht weltweit ein Tabu. Was macht es mit Ärzten, wenn sie in einem Schutzbedürftigen gleichzeitig einen Organspender sehen? Was heißt es für eine Gesellschaft, das zu tolerieren?

Tausende von Patienten überall auf der Welt hoffen auf eine lebensrettende Spende. Vielerorts haben Transplanteure neue, teils verstörende Strategien eingeführt, um dem chronischen Organmangel zu begegnen: In den USA haben Chirurgen todgeweihten Neugeborenen wenige Sekunden nach dem Herzstillstand die Herzen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

entnommen, um sie anderen Säuglingen zu transplantieren. In Spanien bringen Rettungsteams Menschen, deren Lage aussichtslos ist, in Kliniken, in denen sie unablässig weiter reanimiert werden – um die Organe zu retten. In den Niederlanden wird bewusstlosen Schwerstkranken gemäß ihrem mutmaßlichen Willen das Atemgerät abgeschaltet, so dass Chirurgen wenige Minuten nach dem Herzstillstand die Organe entnehmen können.

Warum sollten belgische Euthanasie-Patienten nicht ihre Organe spenden dürfen, wenn sie es doch wünschen? Von Carines Tod, versichert Wyffels der ZEIT, hätten fünf Kinder profitiert.

Patrick Cras ist der Arzt, der Carine getötet hat. Der 53jährige ist eine elegante Erscheinung – Hornbrille, Bundfaltenhose, millimeterkurzes Grauhaar. Ein wortgewandter und höflicher Mensch, der gelegentlich auf die Uhr schaut, wenn er der Reporterin signalisieren will, dass seine Zeit begrenzt sei. Der Neurologe hat sich in seinem Fach einen Namen gemacht. Mehr als 160 Artikel in renommierten internationalen Fachzeitschriften nennen ihn als Autor oder Ko-Autor. Cras ist Vorsitzender jener Ethikkommission an der Universitätsklinik Antwerpen, die entscheiden musste, ob die weltweit erste Organentnahme nach aktiver Sterbehilfe zulässig sei. Patiententötungen sind für ihn nichts Ungewöhnliches. Rund 50mal war er nach eigener Schätzung daran beteiligt. Dennoch versichert er: »Euthanasie fühlt sich nicht richtig an für einen Arzt, sie hinterlässt immer eine Narbe.«

Carines Fall ist selbst für den erfahrenen Cras etwas Besonderes. Die meisten Menschen, die in Belgien Euthanasie beantragen, sind sterbenskrank. Carine jedoch hätte mit ihrer Behinderung noch Jahrzehnte leben können. Als sie im Sommer 2004 aus der Rehabilitationsklinik nach Hause entlassen wird, ist sie nach Angaben ihres Hausarztes körperlich stabil, jedoch pflegebedürftig: Sie kann sich nicht alleine waschen, nicht ankleiden, nicht zur Toilette gehen, kein Essen zubereiten. Ihr linker Arm ist teilweise gelähmt und lässt sich nur unter Schmerzen bewegen. In der Klinik hat sie wieder gelernt, zu gehen und Treppen zu steigen, doch sie braucht Begleitung. Ihr Sehzentrum ist geschädigt. Carine kann Bilder nicht mit Handlungen verknüpfen,

es fehlt ihr die räumliche Orientierung. Obwohl die Wände in ihrer Wohnung mit bunten Punkten markiert sind, stößt sie ständig an, wenn ihr niemand hilft.

»Wie verbringen Sie Ihren Tag?« fragt Wyffels, der Hausarzt, Carine in dem Interview. »Ich sitze im Sessel.« Was sie mache, wenn sie im Sessel sitze, fragt er weiter. »Ich langweile mich.« Während des knapp 40minütigen Gesprächs sucht Carine manchmal lange nach Worten. Das Gesagte unterstreicht sie mit Gesten ihrer rechten, beweglichen Hand. Sie wirkt mitunter seltsam ungerührt. Wer an ihrem Todestag bei ihr in der Klinik sein sollte? Ihr Freund und die Kinder. Wenn sie das wollten. Sie sollten aber nicht das Gefühl haben, sie müssten. »Mir ist es einerlei, ob sie das wollen oder nicht.« Oft lächelt sie während des Interviews, dann wieder wirkt ihr Gesicht wie erloschen. Ob sie lesen oder fernsehen könne? Nein. Aber Musikhören sei möglich, mit Fernbedienung. Anfangs hatte Carine sich gefreut, wieder zuhause zu sein. Nun, zwei Tage vor ihrem Tod, sagt sie: »Das ist kein Leben, das ist die Hölle.«

Aber darf man einen Menschen töten, der an seiner Behinderung verzweifelt? Das belgische Euthanasiegesetz schließt diese Möglichkeit nicht aus. 2002 erklärte Belgien als zweiter Staat der Welt nach den Niederlanden die Tötung auf Verlangen unter bestimmten Umständen für straffrei. Auch Patienten, deren Tod nicht absehbar ist, können Euthanasie beantragen. So starb 2008 der international angesehene Schriftsteller Hugo Claus durch eine tödliche Injektion, weil er das Fortschreiten seiner Alzheimer-Erkrankung nicht erleben wollte. Das Töten ist bei einem Patienten, der nicht im Sterben liegt, allerdings an besonders strenge formale Vorgaben gebunden. Er muss entscheidungsfähig sein, unerträglich leiden und seinen Sterbewunsch wiederholt äußern. Und all das muss von drei Ärzten geprüft werden – bei Sterbenskranken nur von zwei.

Auch Carines beste Freundin bekam eine tödliche Spritze

Cras, der Neurologe, zählte bei Carine nicht zu den Gutachtern. Doch als Vorsitzender der Antwerpener Ethikkommission und als Arzt, der die junge Frau tötete, kennt er ihren Fall. Im Gespräch mit der ZEIT betont er, dass bei

Schlaganfallopfern wie Carine ausreichend Zeit zwischen dem Krankheitsereignis und der Euthanasieentscheidung liegen müsse. Nicht nur weil sich der Patient körperlich weiter erholen könne und seine Entscheidung dann womöglich revidiere. »Es geht auch um die psychologische Anpassung an diese neue Situation.« Nach Cras' Überzeugung hatte Carine ausreichend Zeit, sich an ihre Lage zu gewöhnen. Mindestens drei oder vier Jahre Rehabilitation habe sie gehabt. »Wir würden niemals weitermachen mit einer Euthanasieanfrage, wenn jemand etwa einen Schlaganfall hatte und dann nach drei Monaten um Euthanasie nachfragte.« Aber nach einem Jahr vielleicht? »Auch nicht nach einem Jahr, da bin ich sehr sicher.«

Auszug aus Carines Krankenakte: »Die Patientin wird in unseren Dienst aufgenommen am 7.11.2003. Sie hat einen aktuellen Kopfschmerzanfall ... Am 13.11.2003 entwickelte die Patientin plötzlich Sehstörungen einhergehend mit einer Zunahme der Kopfschmerzen und einer Episode von erhöhtem Blutdruck«. Die Passage ist in einem detaillierten, mit Zeitangaben versehenem Protokoll über Carines Fall nachzulesen, das Hausarzt Wyffels der ZEIT zur Verfügung gestellt hat. Nach dem Blutdruckanstieg fällt Carine ins Koma und erwacht daraus mit schweren Hirnschäden. Zwischen dem Beginn ihrer Erkrankung im November 2003 und der Tötung auf ihren Wunsch im Januar 2005 liegen gut 14 Monate. Nicht drei oder vier Jahre, wie Cras behauptet.

Hat er das vergessen? Haben die anderen Mediziner das übersehen? Cras bleibt dabei: Carine habe mindestens drei Jahre Rehabilitation gehabt.

Als erster Arzt prüft Wyffels, ob die gesetzlichen Bedingungen für die aktive Sterbehilfe im Fall von Carine erfüllt sind. In seinem Protokoll hat er notiert, wann sie erstmals ihren Sterbewunsch äußert. Es ist der Tag nach dem Tod von Carines bester Freundin Luce\*. Die beiden Frauen sahen sich fast täglich. In besseren Zeiten spielten sie miteinander Karten, fuhren gemeinsam in Urlaub, berichtet Wyffels. Luce litt an Brustkrebs im Endstadium und wollte sterben. Wyffels, der auch Luces Hausarzt war, setzte die tödliche Spritze. Als er am Tag darauf Carine sein Beileid übermittelt, trifft er sie in aufgewühltem Zustand an. »Kannst du mir nicht helfen«, soll sie ihn gefragt haben, »wie du Luce geholfen hast?«

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das ist im September 2004, gut vier Monate vor Carines Tod. Wyffels kennt Carine seit nahezu 20 Jahren, nicht nur als Patientin, sondern auch als Freundin der Familie. Eine Tochter aus reichem Haus sei sie gewesen, attraktiv, eine gute Tennisspielerin, überhaupt ein Glückskind. Der Ehemann ein gut verdienender Kapitän, drei gesunde Kinder, ein eigenes Haus. Dann aber habe Carines Leben eine Wende genommen. Der Scheidung von ihrem Mann folgten finanzielle Schwierigkeiten und ein Job als Diätpillenverkäuferin auf Märkten. Auf der Suche nach einem neuen Partner habe Carine turbulent gelebt. »Viel ausgehen, viel rauchen, hin und wieder zuviel trinken«, schreibt Wyffels. Unvorstellbar nennt er den »Unterschied zwischen ihrem brausenden Leben vor der Krankheit und dem Minimum von heute, mit einer fast vegetativen Existenz«.

Wyffels verspricht Carine, mit ihr über ihren Sterbewunsch zu reden. Dem Euthanasiegesetz gegenüber ist er positiv eingestellt. »Ich bin glücklich, dass wir in Belgien diese Möglichkeit haben«, sagt er. Ein Set tödlicher Medikamente hat er beim Besuch der Reporterin vorrätig in seinem Schrank. Im gefilmten Interview nimmt Wyffels ein Buch zur Hand, das vor Carine auf dem Tisch liegt: Zoals ik het wil – Wie ich es will, lautet der Titel. Es sind Gespräche mit Patienten, die sich für den Tod durch den Arzt entschieden haben. Ihr Freund habe ihr daraus vorgelesen, sagt Carine. Was ihr dieses Buch gebracht habe? »Die Menschen in dem Buch lassen die Euthanasie machen, und dabei können sie noch viel mehr als ich«, antwortet sie. Anfangs habe sich ihr Zustand ja noch gebessert, aber inzwischen graue ihr vor der täglichen Therapie, denn es gebe es keinen Fortschritt mehr. Dies und die Abhängigkeit von anderen Menschen findet sie schrecklich. »Das ist auch so«, bestätigt ihr Wyffels.

Am 21. November 2004, nach mehreren Terminen zwischen Hausarzt und Patientin, kommt die Familie hinzu – die Mutter, die beiden Schwestern, Carines Kinder und ihr Freund. Wyffels lehnt es gegenüber der ZEIT ab, einen Kontakt zu den Angehörigen herzustellen, er will ihre Anonymität wahren. Das Gespräch mit der Familie hat er laut seinem Protokoll moderiert. Er beschreibt die Verwandten als traurig, aber mit viel Verständnis für Carines Wunsch. Ihr 17jähriger Sohn allerdings sei fassungslos gewesen und habe geweint. Seine Mutter scheint dennoch



entschlossen. Am Ende des Gesprächs bekommt sie einen nicht enden wollenden Lachanfall und verlangt nach Wein. Sie will mit ihrer Familie auf den guten Verlauf des Gesprächs anstoßen. Von Organspende ist bislang nicht die Rede. Es sind noch zwei Monate bis zu Carines Tod.

Wyffels ist nun überzeugt, dass seine Patientin tatsächlich sterben will. Er beginnt die beiden anderen Gutachter zu suchen. Der erste ist schnell gefunden. Es ist ein sogenannter LEIF-Arzt. LEIF steht für LevensEinde InformatieForum. Solche Mediziner verfügen über Kenntnisse in der Therapie am Lebensende, begutachten sterbewillige Patienten, beraten Kollegen in Fragen der Sterbehilfe und übernehmen in Ausnahmefällen das Töten, falls der behandelnde Hausarzt sie darum bittet. LEIF-Ärzte praktizieren wie andere Ärzte auch, haben sich aber fortgebildet. Unter anderem erfuhren sie, wer nach dem Gesetz ein Recht auf Euthanasie hat, welche Formulare auszufüllen sind und mit welchen Medikamenten ein Patient sicher und schmerzlos getötet wird. Dieses Wissen gehört auch in Belgien nicht zur Mediziner Ausbildung. Außerdem werden LEIF-Ärzte in der Ethik der Sterbehilfe geschult. Das alles an fünf Samstagen.

Der Sterbehelfer Jan Bauwens, der nicht mit richtigem Namen genannt werden möchte, trifft Carine erstmals am 31. Dezember 2004 im Beisein von Wyffels. Er ist überrascht, welche attraktive Frau ihm gegenüber sitzt, eine Frau, bei der man einen Sterbewunsch nicht vermuten würde. Im gefilmten Interview trägt Carine eine Fleecejacke und ihr blondes Haar kurz geschnitten. Sie ist schlank. Wenn sie lächelt, erscheinen Grübchen auf ihren Wangen. Bauwens verspricht, über Carines Anliegen nachzudenken. Ihr Sterbewunsch wird schriftlich festgehalten. Es sind noch vier Wochen bis zu ihrem Tod. Am 9. Januar 2005 treffen sich der Hausarzt und der Sterbehelfer mit Carine und ihrer Familie. Diesmal weint die ältere Tochter und fragt: »Muss das jetzt schon sein?« Die Tochter denke ständig an den Tod der Mutter und träume davon, notiert der Hausarzt.

Auch Bauwens ist überzeugt, dass die Euthanasie berechtigt sei. »Sie hatte keine Lebensqualität mehr, oder nicht genug, um leben zu wollen«, sagt er heute im Rückblick. Der Termin für die Tötung von Carine wird festgelegt. Doch noch fehlt der

dritte Gutachter – er muss laut Gesetz Psychiater sein oder Spezialist für die Krankheit, an der die Patientin leidet. So sollen psychische Störungen ausgeschlossen werden, die womöglich die Entscheidungsfähigkeit beeinträchtigen.

Der Hausarzt Wyffels bittet eine Psychiaterin um Hilfe, allerdings verschiebt sich der Termin mit ihr mehrfach. Und dann wird die Zeit auf einmal ganz knapp. Am 17. Januar 2005 fragt Carine laut Protokoll den Hausarzt, ob sie ihre Organe spenden könne, dann tue sie noch etwas Gutes. Wyffels findet dies »eine sinnvolle Frage«. Er gibt Carine allerdings zu bedenken, dass ein solcher Fall noch nie vorgekommen sei. Er verspricht ihr, die Frage zu klären. Umgehend kontaktiert er Cras, den Vorsitzenden der Ethikkommission der Universitätsklinik Antwerpen, und erhält ein erstes, positives Signal. Die Frage sei juristisch zulässig, müsse allerdings weiter geprüft werden. Von Carines Frage bis zu ihrem Tod sind es noch zwölf Tage.

Am 19. Januar 2005 sucht die Psychiaterin als dritte Ärztin Carine auf – und lehnt die aktive Sterbehilfe in diesem Fall ab. Die Patientin habe noch Potential. Eine hoffnungsvolle Nachricht, eigentlich. Doch der Hausarzt Wyffels reagiert verärgert. Die Gutachterin habe in Carines Gegenwart geweint, sie stehe unter dem Eindruck eines unverarbeiteten Sterbefalls in ihrer eigenen Familie, ihre Entscheidung sei nicht objektiv. Wyffels verspricht, einen neuen dritten Arzt zu suchen – »auch wenn die Zeit drängt«. Drängt die Zeit? Die Ärzte könnten das negative Votum der Kollegin ignorieren, denn nach dem Gesetz genügt es, einen dritten Arzt zu konsultieren, egal, wie dieser entscheidet. Doch offenbar ist Carines Fall, da auch noch Organspende im Gespräch ist, zu heikel, um mit nur zwei positiven Voten weiterzumachen.

Parallel dazu wird die Entscheidung über die Organspende vorangetrieben. 24. Januar. Cras habe in Eile die Ethikkommission der Universitätsklinik zusammengerufen, notiert Wyffels. Die Ärzte, die die Tötung vornehmen sollen, sind ebenfalls geladen. In den Beratungen sei es vor allem darum gegangen, sagt Cras, wie man auch nur den Anschein eines Interessenkonflikts vermeiden könne. Für die Kommission sei klar gewesen, »dass die Euthanasieprozedur komplett von der Organgewinnung getrennt sein muss«. Um den Eindruck zu vermeiden, Carine werde getötet, damit Patienten im eigenen Haus profitieren, soll die Universitätsklinik darauf

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verzichten, bei der Organverteilung berücksichtigt zu werden. Man sorgt sich darum, wie die Öffentlichkeit reagieren könnte. Und beschließt die Sache »für unbestimmte Zeit unter Verschluss zu halten«, so Wyffels. Es sind noch fünf Tage bis zu Carines Tod.

26. Januar. Der neue Gutachter untersucht Carine. Es ist der Neuropsychiater, der sie schon während ihrer Rehabilitation betreut hat. Peter Paul De Deyn trägt eine graue Lockenmähne zu seinem Vollbart und ist von kräftiger Statur. Ein lockerer Typ, der gutes Essen, guten Tabak und guten Wein zu schätzen weiß. Als wissenschaftlicher Direktor am renommierten Antwerpener Born-Bunge-Institut ist er Herr über 6000 Hirne, die der Wissenschaft gespendet wurden. Der 54jährige De Deyn streitet dafür, dass Patienten mit Demenz-Erkrankung die eigene Tötung verlangen können, solange sie noch entscheidungsfähig sind. Er hilft ihnen auch, den rechten Zeitpunkt nicht zu verpassen: Wenn ein Demenz-Patient in einem frühen Krankheitsstadium einen Sterbewunsch äußert, erinnert ihn De Deyn zu gegebener Zeit, dass nun die letzte Gelegenheit für eine Entscheidung gekommen sei. Seinem Schriftstellerfreund Hugo Claus setzte er die tödliche Spritze selbst.

»Wir sind keine Dr. Death, Ärzte des Todes, sondern wir versuchen, qualitätsvolles Leben zu erhalten«, sagt De Deyn. Selbstverständlich komme es auch vor, dass er eine Euthanasieanfrage ablehne. Etwa im Fall jener dementen alten Frau, die von ihrer Familie zu ihm gebracht wurde, damit er sie töten solle, wie sie es eineinhalb Jahre zuvor in einer Patientenverfügung gewünscht hatte. De Deyn fragt die alte Dame, wie es ihr gehe. Gut, antwortet sie strahlend. Ob sie glücklich sei? Sehr glücklich! Viel mehr habe die Patientin auch nicht sagen können, meint De Deyn, sie sei nicht entscheidungsfähig gewesen. Von unerträglichem Leiden ebenfalls keine Spur. Der Neuropsychiater weist das Ansinnen der Familie zurück. Die sucht daraufhin andere Ärzte auf und findet einen, der aus »menschlicher Perspektive« der Tötung zustimmt. Erneut kommt die Familie zu De Deyn, weil er der ausführende Arzt sein soll. Erneut lehnt er ab.

De Deyn erzählt solche Fälle, um zu zeigen, dass Belgien ein gutes Euthanasiegesetz habe. Die Entscheidung des Kollegen sei nicht korrekt gewesen, er

habe ihn dies wissen lassen und mehrere Telefonate geführt, um die Tötung der alten Dame zu verhindern. Allerdings ist nicht völlig auszuschließen, dass die Angehörigen ihr Ziel durch Ärzte-Hopping am Ende doch noch erreicht haben.

Eigentlich müsste es eine Kontrolle gegen Missbrauch geben. Jeder Sterbehilfefall in Belgien muss einer Kommission aus Ärzten, Krankenschwestern, Psychologen und Juristen gemeldet werden, damit diese überprüfen kann, ob die gesetzlichen Vorgaben eingehalten wurden. Doch nur jeder zweite Fall wird der Kommission überhaupt bekannt, so eine Untersuchung von 1040 Fällen im Landesteil Flandern, die im angesehenen British Medical Journal veröffentlicht wurde. Und bei 17 Prozent der gemeldeten Tötungen fehlt sogar die schriftliche Einverständniserklärung des Patienten. Die Kommission könnte zweifelhafte Fälle zur Ermittlung an die Staatsanwaltschaft weiterleiten. Sie hat es nach Auskunft ihres Vorsitzenden in neun Jahren nicht ein einziges Mal getan.

De Deyn sieht Carines Sterbewunsch als berechtigt an und hält sie auch für entscheidungsfähig. Die Patientin habe zwar eine Weile Antidepressiva genommen, doch bloß zur Aufhellung ihrer Stimmung. Eine Depression im klinischen Sinn sei das nicht gewesen. Das dritte positive Gutachten liegt nun vor. Noch vier Tage bis zu Carines Tod.

Der Bayreuther Psychiater Manfred Wolfersdorf hat Carines Fall auf Wunsch der ZEIT hin geprüft. Er ist ein international renommierter Spezialist für Depression und Suizidvorbeugung, Autor vieler Bücher zu diesen Themen, Mitherausgeber und wissenschaftlicher Berater von Zeitschriften. Wolfersdorf kann die Entscheidung De Deyns und seiner Kollegen nicht nachvollziehen. »Wir wissen, dass viele Patienten nach einem Schlaganfall eine Depression bekommen«, sagt er. »Die ersten zwei Jahre nach dem Ereignis sind die schlimmsten. Danach orientieren sich die meisten Patienten neu.« Wolfersdorf hält bei Carine eine ausgeprägte Depression für wahrscheinlich. Außerdem seien die Möglichkeiten der Rehabilitation bei ihrem Krankheitsbild nicht ausgeschöpft. Nach sieben Monaten Therapie in der Klinik und weiteren sieben Monaten ambulanter Behandlung sei noch Besserung möglich. Sein

Fazit: »Die Patientin hätte dringend eine längerfristige intensive Therapie und Begleitung gebraucht.«

Carines letzte Tage sind ausgefüllt mit der Vorbereitung auf die Organentnahme. Sie muss in die Klinik, damit im Ultraschall die Qualität ihrer Organe untersucht werden kann. Ihr wird Blut abgenommen. Der Cheftransplanteur der Universitätsklinik Antwerpen, Dirk Ysebaert, erklärt ihr in einem ausführlichen Gespräch, wie die Organentnahme vor sich gehen wird. Cras erinnert sich, dass ihm bei dem Gedanken unwohl war. »Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie sich fühlen würde, wenn sie mit dem Chirurgen spricht, der die Organe nach ihrem Tod entnehmen würde.« Der Hausarzt Wyffels fragt Carine zwei Tage vor ihrem Tod, ob sie an dem geplanten Ablauf festgehalten habe. »Ich komme dort an, und sie versetzen mich zuerst in Schlaf«, sagt Carine. Danach solle es möglichst nicht so weitergehen wie bei jenem Luftröhrenschnitt, den sie einmal erleben musste, bei vollem Bewusstsein. Sie will nicht, »dass sie sagen: Wir nehmen jetzt Ihre Leber, und gleich anfangen zu schneiden.« Carine lacht. »So lieber nicht.«

Am 29. Januar gegen Mittag ist es soweit. Drei Ärzte – Cras, Wyffels und Bauwens – betreten das Krankenzimmer, in dem Carine mit den Kindern und ihrem Freund die letzten Stunden verbracht hat. Der Freund, erinnert sich Wyffels, habe versucht, stark zu bleiben, vermutlich wegen der Kinder. Er hält Carines Hand. Kurz bevor die Tötung beginnt, will Carine noch mal telefonieren. Sie ruft den Mann ihrer verstorbenen Freundin Luce an. Um ihm zu sagen, dass auch sie gleich sterben wird. Dann bekommt sie von Cras zunächst ein Medikament gespritzt, das sie einschläfern soll. Es läuft nicht wie gewünscht. Carine schläft ein, wacht aber wieder auf, schläft wieder ein – im Beisein der Angehörigen. »Diese langsame Sedierung, sie gibt Anlass zu sehr emotionalen ...« Cras führt den Satz nicht zu Ende. Er sagt jetzt: »Wir hätten es nicht so machen sollen und werden es wohl nie wieder so machen.«

Als Carine endlich schläft, wird sie in den dritten Stock der Klinik gebracht, in den für sie reservierten Operationssaal. Die Angehörigen bleiben wie besprochen zurück, die drei Ärzte folgen ihr, so Cras. Im Operationssaal spritzt der Neurologe der Schlafenden die Mittel, die sie töten werden: zuerst Pentobarbital, ein Mittel zum

Einschläfern von Tieren, das in den USA bereits bei Hinrichtungen eingesetzt wurde, danach Esmeron, ein Präparat zur Muskelentspannung, das die Atmung lähmt. Fast zeitgleich injiziert Cras nach eigener Aussage zwei andere Medikamente. Sie sollen Carines Organe nach dem Herzstillstand vor Schäden durch Sauerstoffmangel bewahren. Eine Maßnahme im Interesse der Organempfänger, die laut Cras mit Carine abgesprochen worden sei.

Dass drei Ärzte eine Tötung begleiten, ist ungewöhnlich. Die Chirurgen hätten dies gewünscht, sagt Cras. Ihnen sei wichtig gewesen, dass die Feststellung des Todes bei Carine unangreifbar ist. Erst wenn Carine für tot erklärt ist, dürfen die Chirurgen aktiv werden. Verlangt wird eine punktgenaue Diagnose: Wenn Carines Herzschlag aussetzt und ihre Atmung stillsteht, zählt jede Minute. Jede Minute Sauerstoffmangel mehr kann ihre Organe schädigen und damit die Chancen der Organempfänger verschlechtern. Damit die Chirurgen die Todesfeststellung nicht beeinflussen, warten sie während der Tötung im Nebenraum, bereits in steriler Kleidung. Doch auch die Euthanasieärzte wissen um das Risiko der Organschädigung. Sehen sie Carine in diesen Minuten noch als sterbende Patientin, für deren Wohl sie bis zum letzten Moment sorgen müssen? Oder schon als Spenderin? Lässt sich das überhaupt noch trennen?

Cras kontrolliert den Herzschlag der Sterbenden mit einem Stethoskop und beobachtet ihre Atmung. Wenige Minuten nach der tödlichen Injektion ist es soweit: Carines Herz steht still, sie atmet nicht mehr, ihre Pupillen sind starr. Cras bescheinigt als erster ihren Tod. Wyffels und Bauwens bestätigen den Befund. Dann geht nach den Erinnerungen der Ärzte alles sehr schnell. Die Chirurgen kommen herein und legen los, noch ehe die Euthanasieärzte den Operationssaal verlassen haben. Carines Kleider werden heruntergeschnitten, ihre Haut wird desinfiziert. Zwei Teams beugen sich gleichzeitig über den leblosen Körper, gerade mal fünf Minuten nach der Todesdiagnose. Das eine öffnet mit schnellen Schnitten den Bauch und schüttet Eiswasser zur Kühlung hinein, das andere arbeitet sich zur Leistenvene vor, um dort einen Katheter anzuschließen, durch den ebenfalls Kühlflüssigkeit in den Körper geleitet wird.

Der Ethiker Cras zeigt sich noch heute beeindruckt von der Effizienz des Teams. »Ich habe die ersten 30 Sekunden gesehen«, sagt er, »und ich muss zugeben, es war sehr belastend für mich.« Auch Bauwens beobachtet die ersten Handgriffe der Chirurgen, er sagt: »Es war eine der schwersten Euthanasien, die ich erlebt habe.« Nachdem er gesehen habe, wie Carines Bauch aufgeschnitten wurde, habe er den Raum verlassen, »weil ich das emotional nicht mitmachen wollte«. Wyffels spricht rückblickend von Kummer, aber zugleich von Erleichterung. Auch Stolz schwingt mit, wenn er sagt: »Es war das erste Mal in der Menschheitsgeschichte.« Dass es niemals zuvor passierte, sei wohl der Angst vor üblen Machenschaften geschuldet. Der Hausarzt malt das Szenario aus: »Diese extrem reichen Menschen, die eine Bauchspeicheldrüse brauchen, und dann ist da jemand, der ein passendes Organ hat und nicht sterbenskrank ist ... Vielleicht würden sie mir zehn Millionen Euro zahlen, um den Patienten zu überreden, seine Organe zu spenden.«

Als eine internationale Medizinerschaft 2009 beim europäischen Anästhesiekongress in Mailand mit Carines Fall konfrontiert wird, hält sich die Kritik in Grenzen. Ein Anästhesist allerdings fragt, warum die Chirurgen nicht auch noch Carines Herz transplantiert hätten, erinnert sich Cras. Die Frage ist als Provokation gemeint: Herzen sind besonders empfindlich gegen Sauerstoffmangel. Wenn sie einmal zu schlagen aufgehört haben, ist es nahezu ausgeschlossen, sie zu transplantieren. Hätte man auch Carines Herz verpflanzen wollen, so hätte man es der jungen Frau unter Narkose entnehmen müssen – vor ihrem Tod. Carine wäre dann nicht durch die Medikamente getötet worden, sondern infolge der Organentnahme. Die Antwerpener Ethik-Kommission hatte diese Möglichkeit im Vorfeld tatsächlich diskutiert – und sich dagegen entschieden. Weil die Tötung von der Organentnahme komplett getrennt sein musste, sagt Cras.

Sonst wäre auch das letzte Tabu der Transplantationsmedizin gefallen: Lebenswichtige Organe dürfen nur Toten entnommen werden – lebende Menschen dürfen nicht für eine Organentnahme getötet werden. Diese eherne Regel ist seit den Anfängen der Transplantationsmedizin international akzeptiert, doch sie ist ins Wanken geraten. Macht es etwas, wenn Organspender nicht tot sind? So fragt etwa der einflussreiche amerikanische Bioethiker Robert Truog. Der Philosoph Julian

Savulescu aus Oxford hat schon ein Szenario entwickelt, wie sich der Organmangel mindern ließe, sobald lebenswichtige Organe schon vor dem Tod einem Patienten entnommen werden könnten.

Einige Ärzte meinen: Ein guter Zweck heiligt fast jedes Mittel

Savulescu hat bei dem umstrittenen australischen Philosophen Peter Singer promoviert und ist wie dieser Utilitarist: Ein guter Zweck heiligt für ihn fast jedes Mittel. Savulescu fragt, warum man schwerstkranke Patienten mit begrenzter Lebenszeit auf Intensivstationen sterben lässt, deren Organe doch noch nützlich sein könnten, um anderen zu helfen. Wenn es ethisch akzeptiert sei, bei solchen Patienten die lebenserhaltenden Maßnahmen zu beenden, warum könnte man sie nicht vor ihrem Tod narkotisieren, ihnen die Organe entnehmen und sie auf diese Weise sterben lassen? Selbstverständlich müssten sich die Patienten zu Lebzeiten für so eine Option entschieden haben – oder stellvertretend ihre Angehörigen. Mögliche »Quellen für Transplantationsorgane« seien laut Savulescu dauerhaft bewusstlose Patienten oder auch ohne Gehirn geborene Säuglinge. Allein in Großbritannien, schätzt Savulescu, könnten auf diese Weise bis zu 2200 Organe im Jahr mehr gewonnen werden.

In Belgien wurden bislang acht Patienten nach einer Tötung auf Verlangen zu Organspendern. Cras versichert der ZEIT, die Frage nach der Spende sei stets von den Patienten gestellt worden, nicht von den Ärzten. Anders als noch bei Carine verzichtet die Universitätsklinik Antwerpen in späteren Fällen nicht mehr darauf, dass Patienten des eigenen Hauses bei der Organverteilung berücksichtigt werden. Die belgischen Ärzte schätzen das Potential zusätzlicher Organspenden hoch ein. 2008 wurden 705 belgische Patienten auf ihren Wunsch hin getötet. 141 davon, also rund ein Fünftel, hatten neuromuskuläre Erkrankungen – solche Patienten wären als Organspender in Frage gekommen.

Wie immer nach einer Tötung auf Verlangen wird auf Carines Totenschein natürlicher Tod vermerkt. Ihre Familie gibt auf der Website Carines Tod bekannt. Die Verbrennung, heißt es, finde im engsten Kreis der Familie statt. Zur kirchlichen



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Begräbnisfeier und der anschließenden Erdbestattung der Urne seien Freunde und Bekannte eingeladen. Carine sei am 29. Januar 2005 im Universitätskrankenhaus Antwerpen sanft entschlafen.

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Attackiert das Imperium!

*Ruppe Koselleck hat Großes vor: Er betreibt die feindliche Übernahme von British Petroleum. Das tut er nicht mit Gewalt, sondern mit Kunst*

Dirk Liesemer, mare, 04.10.2011

Es ist jetzt gegen zehn Uhr an einem Aprilvormittag, damit beginnt die beste Zeit: Vor Norderney zieht sich die Nordsee zur Ebbe zurück, und Ruppe Koselleck macht sich auf, um frisches Kapital für seine „feindliche Übernahme“ zu suchen. Er spaziert in einer grünen Montur von British Petroleum über den weiten, weißsandigen Nordstrand. Jakobsmuscheln liegen herum, geschliffene Steinchen und allerlei dunkles Strandgut. Alle paar Meter bückt er sich, greift nach einem schwarzen Klumpen, dreht ihn in der Hand und riecht daran. „Vielleicht finden sich ja ein paar Brocken Rohöl“, sagt Ruppe Koselleck hoffnungsfroh und geht weiter.

Natürlich ist nicht jeder schwarze Klumpen am Strand ein Rohölrest. Kaum einer weiß das besser als Koselleck. Schließlich sammelt er seit zehn Jahren und war an einigen Stränden der Welt unterwegs. Da sind etwa diese porösen und steinharten Würfelchen: „Schlacke“, sagt er und wirft sie fort in die sandfarbenen Wellen. Es gibt auch schwarze Plättchen, die splintern, wenn man sie bricht: harmloser Muschelkalk. Und dann diese strohigen Brocken: nichts anderes als vom Flutwasser verpresster Pferdekot. Darauf fällt er schon lange nicht mehr herein.

Die Sonne bricht durch die Wolken, und Koselleck schwitzt unter seiner grünen BP-Montur. Die Jacke will er nicht ablegen. „Ich kann hier doch nicht ohne Arbeitskleidung rumlaufen“, meint er und sucht weiter nach Rohölklumpen wie andere Menschen nach Bernstein. Mit seinem wuchtigen, kahlen Schädel und der stämmigen Figur erinnert der 44-Jährige an einen Ringer. Sieht man ihn aus der Ferne, denkt man an einen Tankwart auf Strandurlaub. Plötzlich kniet sich Koselleck nieder.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Er streicht mit der Hand über ein paar Muscheln, putzt mit seinen kräftigen Fingern Sand zur Seite und hält ein tischtennisballgroßes Klümpchen in der Hand. So weich, dass es schmierig die Hände verklebt. „Scheiße“, sagt er auf seine Finger schauend und befindet: „Erdöl! Noch ganz frisch. Nicht ausgehärtet.“ Ansonsten scheint der Strand sauber zu sein.

Manchmal wird Koselleck von Wattgängern angesprochen. Dann erzählt er von seinem verwegenen Plan, den Erdölkonzern British Petroleum zu übernehmen. Es ist eine romantische Utopie, der Traum eines Machtlosen gegen einen mehr als 18 Milliarden Aktien schweren Titanen. Die Auflehnung eines Bürgers, der im großen Pokerspiel doch eigentlich zum Schweigen verdammt ist. Aber Koselleck redet, munter und selbstgewiss. Während seines Vortrags greift er routiniert in eine Tasche seiner BP-Jacke und zückt eine Visitenkarte. Darauf sein Credo: „Sie kaufen Kunst und ich BP!“

Die Strandgänger entgegnen: „Übernehmen Sie den Laden!“ Auch: „Machen Sie sie platt!“ Manche ballen komplizenhaft die Fäuste oder recken die Daumen. Einer zeichnet gar Kosellecks Ansage mit der Kamera seines Handys auf. Er will sie daheim der Familie vorspielen. Solche Begegnungen puschen den Künstler auf: „Ist doch geil, was? Die Leute sind echt angetan.“

Als sich Koselleck nunmehr vom Meer abgewendet hat, entdeckt er mit einem Mal noch eine Art Ader: Nahe den Dünen liegen wie auf einer Perlenkette aufgereiht mattschwarze Fladen, jeweils wenige Schritte voneinander entfernt. Es sind Dutzende! Allesamt labbrig, groß und platt wie in der Hitze verschrumpelte Schallplatten. Vermutlich wurden sie bei einer Sturmflut angeschwemmt.

„Es ist pervers“, ruft Koselleck in den Wind, „aber ich freue mich über jeden Ölflatschen am Strand.“ Stück für Stück legt er sie vorsichtig in eine Plastiktüte, die verziert ist mit der grünen Strahlensonne des BP-Konzerns. In kaum fünf Minuten sackt er jetzt drei große Hände voller Rohölreste ein. Gutes Kapital für seine nächste Attacke auf das Imperium.

Rückfahrt im roten Golf-Kombi „Bon Jovi“ nach Münster, wo Koselleck lebt und malt. Hinten im Auto liegen in der Tüte die Öklumpen und verströmen einen

leichten Teergeruch. Des Weiteren rumpeln sechs Plastikkanister aneinander, die gerade noch am ostfriesischen Küstenort Greetsiel mit Hafenwasser aufgefüllt wurden. Der Ort liegt in Sichtweite zur Insel Borkum. Und das ist sehr gut. Denn nach der Insel ist Kosellecks wichtigster Komplize im Kampf gegen das Rohöl benannt.

„Alcanivorax borkumensis“, hebt er zu einem Vortrag an, ein Wesen, das zur Gattung der Proteobakterien zählt, weltweit vorkommt und 2006 nahe Borkum erstmals nachgewiesen wurde. „Vor allem: Das Bakterium kann sich verwandeln wie der Urmeeresgott Proteus, und es kann als eines der wenigen Bakterien überhaupt sogar Öl abbauen.“ Das sei dem Reporter sicher bekannt. Habe ja im Wissenschaftsmagazin „Science“ gestanden.

Als es jenseits der verschmutzten Frontscheibe dunkelt, fängt Koselleck an, die Geschichte seiner „feindlichen Übernahme“ zu erzählen. Sie klingt mal wie eine Komödie, mal wie eine Tragödie. Zehn Jahre zurück, während eines Sommerurlaubs im holländischen Julianadorp. Eines Morgens stapft seine Tochter beim Sandburgbauen in einen Teerklumpen. Als Koselleck ihr den klebrigen Batzen abschabt, erinnert er sich, wie er selbst als Kind in Thorsminde, Dänemark, in ein Stück warmen, weichen Teers getreten ist. Sein Vater hatte ihm die Schmiere mit einem Taschenmesser von der Haut gekratzt.

An der Erinnerung entzündet sich eine Idee: Man müsste den Dreck verschachern. Und mit dem Geld die Unternehmen kaufen, die ihn verursachen. Koselleck denkt: Auf diese Weise schlucken sich die Konzerne selbst. So gewinnt die Idee an Konturen, wird zu einem Konzept, zu einem Kunstprojekt. Er bezeichnet es als „transgenerativ“, als generationenübergreifend. Noch am Strand schnappt sich Koselleck ein Spielzeugeimerchen seiner Tochter und zieht los, um erste Klumpen für die Übernahmeschlacht zu sichern. Nach 20 Minuten quillt der Eimer über.

Als die Familie Tage später nach Hause fährt, überlegt Koselleck, wen er angreifen soll. Aral? Die haben diese schöne blaue Firmenfarbe. Dann sieht er die BP-Tankstellen. Sieht deren neues Logo: die grün leuchtende Strahlensonne. Er denkt: „Coole Werbung. Die geben sich, als wären sie Greenpeace. Scheinheilig, aber intelligent. Die muss ich angreifen.“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Um die Mehrheit am Konzern zu besitzen, so recherchiert er, muss er mehr als neun Milliarden Aktien ersteigern. Damit er sich die Aktien jederzeit leisten kann, selbst wenn sie einmal in schwindelnde Höhen schießen, richtet er den Preis seiner Kunstwerke am Kurs der BP-Aktie aus. Je höher der Kurs, desto teurer die Bilder. Und umgekehrt.

Damit ist seine Kunst, in den Worten Kosellecks, nichts Geringeres als „systemrelevante Malerei“: Wenn sie erfolgreich ist, so spekuliert er, wird er mit ihr einen mächtigen Konzern erobern, der so sehr mit der Weltwirtschaft verflochten ist, dass seine Übernahme den Kapitalismus erschüttern könnte.

Im Oktober 2001 stellt Koselleck seine ersten Rohölbilder aus. Seine Ausstellung dekoriert er mit Flyern und Broschüren von BP. 50 Prozent vom Erlös eines Bildes sollen in den Aktienkauf fließen, die anderen 50 Prozent in die Familienkasse. Das ist der Deal. Um einen Anfang zu machen, kauft er die ersten fünf Bilder für je 9,25 Euro selbst. Er notiert den Kauf in einem Kontorbuch; dort vermerkt er fortan Daten zu jedem Bild: Name des Käufers, Preis, Datum, aktueller Aktienkurs.

Den Erlös aus seinem Kauf trägt er zur Sparkasse. Dort steht er im Anzug vor den Angestellten und erklärt: „Ich will fünf Aktien kaufen.“ Die halten ihn für verrückt. So wenige Aktien hat noch nie jemand bei ihnen gekauft. Erst als Koselleck sagt, es handele sich um ein Kunstprojekt, erhält er sie.

Plötzlich taucht bei seiner Ausstellung ein Controllingteam von BP auf. Eigentlich suchen die nur nach Informationen über die Stadt. Dann entdeckt einer die BP-Flyer und sagt: „Hey, da liegen unsere Werbematerialien.“ Der Künstler entgegnet: „Guten Tag, mein Name ist Ruppe Koselleck, ich bin Ihr künftiger Chef. Ich brauche nur noch ein paar Aktien.“

Niemand von ihnen will eine Skizze erstehen. „Die haben Angst, entlassen zu werden, bevor ich den Laden übernehmen kann“, scherzt er später über sie. Immerhin kaufen sie seine Postkarten mit dem Spruch: „Das Leben ist zu kurz für den falschen Job!“

Auf seinen Strandurlauben sucht Koselleck fortan nach Rohölresten. Er wird fündig im Hafen von Belfast, auf Korsika, am Strand von Eckernförde und Sankt

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Peter-Ording. Zuweilen bringen ihm Freunde Teerreste in Marmeladengläsern mit. So besitzt er auch Rohöl aus Tel Aviv, vom Rhein, vom Peloponnes. Manche Mitbringsel sehen so schmierig aus, dass er darauf verzichtet, sie zu öffnen.

Um die „feindliche Übernahme“ bekannter zu machen, kreierte er auch Websites, etwa [www.take-over-bp.com](http://www.take-over-bp.com). Loggt sich auf Facebook ein, eröffnet auf YouTube einen Kanal und verkauft seine Bilder über Ebay, pauschal für 24,99 Euro. Irgendwann erstehen auch BP-Mitarbeiter seine Bilder. Eine Sekretärin überträgt ihm sogar ihr Stimmrecht für Aktionärsversammlungen.

Manchmal hört Koselleck nun auch Kritik. Stützt er mit den Aktienkäufen nicht die Ölindustrie? „Ach was“, sagt er dazu, „bisher sind das alles homöopathische Ankäufe.“ Zwischenzeitlich kommen ihm Zweifel. Er denkt ans ölverseuchte Nigerdelta, an die Versenkung des schwimmenden Öltanks „Brent Spar“. Hätte er nicht besser Shell angreifen sollen oder Exxon oder Total?

Dann explodiert am 20. Mai 2010 im Golf von Mexiko die BP-Bohrplattform „Deepwater Horizon“. 800 Millionen Tonnen Rohöl laufen ins Meer. Koselleck denkt: „Ich muss da hin! So leicht hat es mir BP noch nie gemacht.“ Von einem Mäzen erhält er ein Flugticket.

Am 11. August meldet er auf seinem neuen Twitter-Konto BptakeoverR: „Found Biloxi beach deserted.“

12. August: „Found tar balls in Dauphin Island, Alabama, at West End with view of pelicans and oil rigs.“

13. August: „Just crossing into Florida. Looking for tar at Pensacola Beach. It is time to takeover BP.“

Am 15. August geht US-Präsident Barack Obama wenige Meilen nördlich von Pensacola Beach mit seiner Tochter schwimmen. Es soll der Welt signalisiert werden: Alles nicht so schlimm! Koselleck notiert das Ereignis abends in seinem Skizzenbuch: Der badende Herrscher erinnert ihn an den Dogen von Venedig, jenen Stadtregenten, der einmal im Jahr in einer Zeremonie mit dem Meer vermählt wurde; diese

„Meereshochzeit“ erneuerte die juristische Grundlage seiner Herrschaft. Nur: Der Doge stieg nicht ins Wasser, er warf lediglich einen goldenen Kranz hinein.

Koselleck hat jetzt 95 „Follower“ auf Twitter, darunter CNN News und den US-Sender ABC. Als Erster meldet sich jedoch der große Feind: Ein BP-Sprecher aus London fragt an, ob man Bilder kaufen könne.

Koselleck überlegt. Er hat zwei Töchter. Noch keine Professur. Auch seine Frau lebt von der Kunst. 10 000 Euro je Bild? Soll er das sagen ? Er kann es gut gebrauchen. Oder verrät er damit sein Projekt? Dann sagt er knapp ins Handy: „Ein Bild kostet neun Milliarden BP-Aktien.“

Als Koselleck am 17. August aus den USA zurückfliegen will, bittet er die dortigen Zollbeamten, die insgesamt sechs Kilogramm schweren Tüten in seinem Koffer nicht zu öffnen. Rohöl, warnt er, es stinke bestialisch. Die Beamten vermuten Sprengstoff und öffnen sie. Als der Künstler alles erklären will und von seiner feindlichen Übernahme erzählt, holt man die Drogenspürhunde. Erst nach drei Stunden darf er ausreisen.

Zwei Tage nach unserer Ölsuche auf Norderney, zweiter Stock eines Speichergebäudes am Münsteraner Stadthafen: Koselleck steht an einem Tapeziertisch seines lichtdurchfluteten Ateliers und rührt mit einem Holzlöffel in einem Eimer mit pechschwarzem Bitumen. Vor ihm eine weiße Davidstatue aus dem Baumarkt. Der Künstler will gleich ein wenig experimentieren.

Sein Atelier, Koselleck nennt es „Übernahmebüro“, ist eine perfekt inszenierte Kommandozentrale, von der aus alle Angriffe geplant werden: Nachtschwarze Rohölgemälde zieren die Wände. Von der Decke hängt wie ein Boxsack ein verbeulter Kanister mit BP-Logo. Daneben ein „Teerarium“, eine Art Aquarium; statt mit Wasser ist es mit Teerklumpen gefüllt. Und auf dem Boden trocknet sein neuestes Werk: ein „Westfälisches Quadrat“, bestehend aus 80 kastenförmigen Scheiben Pumpernickel. Diese sind auf einer Platte ausgelegt und mit Bitumen umkleistert. Wenn das Bild an der Wand hängt, so die Idee, platzt das Pumpernickel aus dem Pech heraus. Man kann darin allerlei Allegorien sehen: Moderne gegen Tradition, Globalisierung gegen Heimat.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wenn man nach Wurzeln seiner gesellschaftskritischen Kunst sucht, wird man schon in der Kindheit fündig: Der Vater, Reinhart Koselleck, einer der bekanntesten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts, ein Moralist auch, der Jahre in Kriegsgefangenschaft verbracht hatte, ehe er in seiner Disziplin ein bewunderter Außenseiter wird. Man spricht daheim über Schuld und Sühne in Zeiten von Krieg und Vertreibung.

Der Sohn Ruppe ist ein linker Freigeist; eigentlich Ruprecht, aber beim Fußball mit der Kurzform gerufen. In der Schule gründet er Anfang der 1980er Jahre eine aufsässige „grün-bunte Schülergruppe“ und eine Zeitschrift namens „Der Stachel“. Er studiert Philosophie, besucht Präparationskurse in Medizin. Landet in Münster, der Liebe und der Kunstakademie wegen. Ihn fasziniert die „Konzeptkunst“. Eine Kunstrichtung, der es um Ideen, Geistesblitze, Assoziationen geht. Sie werden zu bizarren Gedankengebäuden verknüpft, die mit den Mitteln der Kunst umgesetzt werden.

Am Tapeziertisch greift Koselleck jetzt nach einer Klarsichttüte mit Teerklumpen; „Norderney 2011“ hat er mit einem Edding darauf notiert. „Wir haben auf der Insel genau 335 Gramm Rohöl gefunden“, erzählt er. Jeden der Fladen hat er einzeln auf einer Briefwaage gewogen. Dann rechnet er vor: „335 Gramm, das macht 650 Ölskizzen. Wenn ich für jede Skizze zwei Aktien berechne, kann ich 1300 neue BP-Aktien erstehen.“ Bisher befinden sich 1 493 Aktien in seinem Depot.

Koselleck rührt einige Krümel „Norderney 2011“ in den Bitumeneimer. Dann ein bisschen „Alabama 2010“ und „Peloponnes 2006“. Manche Rohölstücke ähneln verkohlten Kartoffeln, andere sind klein und schrumpelig wie verbrannte Rosinen. Einige sind porös und rau wie Lavastein. Meist kleben kristallweiße Sandkörner am Teer. Mit der Mischung bemalt er Strich für Strich seinen Plastik-David. „Ein wenig erkenne ich mich in diesem David wieder“, sagt er. Aber man könne wenigstens sagen: Der Kampf gegen BP sei ein vergebliches Vergnügen.

20. April 2011, Lehmbruck-Museum Duisburg. Es ist der Jahrestag des Untergangs der „Deepwater Horizon“ im Golf von Mexiko. Oben im Museum stehen im Sonnenlicht die Plastiken von Beuys, Giacometti und Picasso. Im Untergeschoss

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

glänzt Kosellecks David; im Kunstlicht sieht er aus, als wäre er mit dunkler Bitterschokolade eingepinselt. Alle zwei Stunden besprüht Koselleck ihn mit dem Hafengewasser aus Greetsiel und den sagenhaften Bakterien. „Alcanivorax borkumensis wird das Öl vom David lösen“, erklärt er jedem Besucher wie ein Zauberer mit großer Geste. Irgendwann sei die Statue wieder weiß.

Koselleck setzt sich in seiner grünen BP-Arbeitsmontur an einen wuchtigen, ölfarbenschmierten Tisch. Marmeladengläser mit Teerkümmen stehen darauf. Die aktuelle „FAZ“ mit den Börsenkursen liegt aus. Tüten liegen herum, „Pensacola Beach 2010“, „Tel Aviv 2006“, „Sankt Peter-Ording 2004“.

Jetzt erklärt er einem Mann von Mitte fünfzig sein Projekt. „Alle Teerkümmen sind natürlich echt“, sagt er, „das ist kriegsentscheidend.“ Und wenn man ihn erzählen hört, die immer gleiche Geschichte, denkt man: Was wären seine Bilder ohne die Kritik an den Verhältnissen?

„Systemrelevante Konzerne sind zu mächtig, als dass Demokraten sie dulden dürfen“, hat Koselleck mit Rohölfarbe auf eine Papierfahne geschrieben, die als Manifest an einer Wand hängt: „Den Kapitalismus zu retten heißt, seine Giganten zu zähmen oder notfalls zu liquidieren. Öl gestaltet die Welt – Öl gehört uns allen. Die Rohölfarbenmalerei ist mein Beitrag für eine schönere Welt. Time to takeover – Ruppe.“

Längst will der Mann, mit dem Koselleck spricht, ein Bild kaufen. Und damit Teil des Projekts für eine bessere Welt werden.

„Was soll ich für das Bild verwenden?“, fragt Koselleck. „Pensacola Beach oder Peloponnes?“

„Sie sind doch der Künstler.“

„Okay, ja. Aber Ihnen gehört das Bild.“

„Also nehmen Sie zum Jahrestag ‚Pensacola Beach‘ und ein bisschen ‚Belfast‘. Da war ich mal im Urlaub.“

Koselleck platziert ein ellenlanges Brett, das er an einem Strand gefunden hat, vor sich auf dem Tisch. Legt ein Blatt Papier darauf. Schraffiert drei-, viermal mit „Pensacola Beach“ über das Papier, bis die Maserung des Brettes hervortritt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Entzündet ein Streichholz, kokelt an „Belfast“, bis schwarzer Qualm aufsteigt. Und verschmiert den abgeschmolzenen Teer auf dem Bild. Dann streicht er kalten, schwarzen Kaffee mit dem Zeigefinger über die Maserung und verteilt ein wenig graue Zigarrenasche. Als Letztes schreibt er die Fundorte der Rohölreste ins Bild. Nach vier Minuten ist das Werk fertig. Man versteht: Es geht nicht um das Bild; ein Koselleck ist nicht schön, und er stinkt nach Teer. Es geht um das große Ganze dahinter, es geht um das Konzept.

Koselleck schaut in die „FAZ“, vergewissert sich, dass der BP-Kurs heute bei 5,19 Euro liegt. Für jede verwendete Ölfarbe berechnet er eine Aktie. Macht also 10,38 Euro plus den Anteil für die Familienkasse. „Sagen wir 20 Euro.“ Nun trägt sich der Käufer mit Name, Vorname, Adresse, Unterschrift in das abgewetzte grüne Kontorbuch ein. Koselleck notiert Datum und Aktienkurs. Dann erhält der Mann das Bild und auch ein „Zertifikat“ mit grünem Stempel.

„Hey, nicht abhauen!“, sagt Koselleck.

„Jetzt der Handschlag.“ Erst damit ist der Deal besiegelt.

Am Ende, als alles vorbei ist, hat die Ausstellung dem Projekt „Feindliche Übernahme“ 300 neue Aktien eingebracht. Das Depot umfasst damit 1793 von insgesamt 18.739.810.358 ausgegebenen Aktien. In 217 Jahren, so hat der Künstler einmal ausgerechnet, werden seine Nachfolger den Gesamtkonzern BP geschluckt haben. „Und dann sind die anderen an der Reihe: Exxon, Total und Shell.“

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Ihr Kampf

*Iris Niemeyer ist die Enkeltochter eines Nazigegners und war einmal links. Heute sucht sie ihre politische Heimat bei der NPD und den Holocaustleugnern. Die Geschichte einer Frau am Rand der Gesellschaft*

Anne Lena Mösken, Berliner Zeitung, 18.06.2012

An einem Nachmittag im Januar, genau siebenundsechzig Jahre, nachdem die sowjetischen Truppen das Vernichtungslager Auschwitz befreiten, richtet sich Iris Niemeyer in einem schweren Polstersessel auf und sagt: „Warum darf nicht infrage gestellt werden, ob in Auschwitz überhaupt Juden umgekommen sind?“ Den ganzen Tag lang hat sie im Radio Ausschnitte von Marcel Reich-Ranickis Rede im Bundestag gehört und dabei ihr Baby gestillt. Der berühmte Literaturkritiker, der seine Jugend im Warschauer Ghetto verbrachte, dessen Eltern in den Gaskammern von Treblinka umgebracht wurden, ist die Spitzenmeldung in allen Nachrichten. Mit belegter Stimme spricht der alte Mann über seine Erlebnisse, zum Schluss sagt er: „Damals gab es nur ein Ziel, nur einen Zweck: den Tod.“ □ □

Iris Niemeyer ist eine kleine, schmale Frau, mit einem Gesicht, das alterslos wirkt, mädchenhaft und hart zugleich. Der Polstersessel verschluckt sie fast. Sie schaut aus dem Fenster ihres Wohnzimmers, auf die Klinkerbauten, die die leere Straße am Stadtrand von Rheine säumen, schaut auf heruntergelassene Rollläden und penibel gestutzte Hecken. Sie sagt, es gebe doch Beweise, dass in Auschwitz keine Juden vergast worden seien, eine wissenschaftliche Arbeit des Chemikers Germar Rudolf.

Rudolf hat die Arbeit 1991 für einen alten Wehrmachtsgeneral verfasst, der sie, angeklagt wegen Volksverhetzung, in einem Gerichtsprozess zu seiner Entlastung verwenden wollte. Zwei amerikanische Wissenschaftler haben Rudolfs Thesen bis ins Detail widerlegt. Doch Iris Niemeyer scheint es gar nicht um historische Wahrheit zu

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gehen. Sie sagt: „Es lähmt unser Volk, dass wir nicht offen über den Holocaust reden dürfen. Warum gibt es in einer Demokratie Paragrafen, die das verbieten?“

Iris Niemeyer ist 37 Jahre alt, Sozialarbeiterin, Mutter eines vier Monate alten Sohnes. Ihr Großvater hat gegen die Nazis gekämpft. Als Schülerin hat sie begeistert die Manifeste der RAF gelesen, gegen Atomkraft protestiert und Geld für die Dritte Welt gesammelt. Nun, zwanzig Jahre später, hat sie einen Brief von der Staatsanwaltschaft in Münster bekommen: Ihr wird vorgeworfen, Symbole einer ehemaligen nationalsozialistischen Vereinigung verwendet zu haben. Sie soll zum Hass gegen Teile der Bevölkerung aufgestachelt haben. Sie soll den Holocaust gelegnet haben. Ihr Gesicht ist ungeschminkt, die Haut eher fahl als winterlich blass. Die schlaflosen Nächte mit ihrem Baby haben tiefe Ringe unter ihre Augen gezeichnet.

„Früher habe ich immer gesagt, ich bin eine nationale Sozialistin“, sagt Iris Niemeyer. Nationale Sozialistin klingt fast wie Nationalsozialistin, aber dann doch ganz anders, findet sie. Sie mag das Wortspiel. Aber man müsse derzeit, da die Zeitungen täglich von den Morden eines Nationalsozialistischen Untergrunds berichten, vorsichtig sein. Deshalb sagt sie jetzt lieber: „Ich bin Patriotin. Sein Land lieben, das darf man ja wohl.“ Sie weiß, dass sie gerade eigentlich besser gar nichts sagen sollte, weil dieses Verfahren gegen sie läuft. Aber sie kann nicht anders. „Ich lasse mir keinen Maulkorb verpassen. Ich bin ein rebellischer Mensch, und konform gegangen mit der Gesellschaft und der Welt, das bin ich noch nie.“

In so einem Moment scheint noch immer das siebzehnjährige Mädchen im Sessel zu sitzen, das sich einst die Haare zu langen Dreadlocks filzte, weil es anders sein wollte. Und anders heißt im Norden Nordrhein-Westfalens, wo die Menschen seit Jahrzehnten treu die CDU wählen, links sein. Mit der Katholisch Studierenden Jugend, einer Gruppe linker Gymnasiasten, fährt sie zu Demos nach Lingen, wo auf einer Anhöhe die Kühltürme eines Atomkraftwerks in den Himmel ragen.

Im Winter steht sie auf dem Weihnachtsmarkt und verkauft Apfelsinen für eine Mark das Stück. Das Geld spendet sie an die Dritte Welt. Sie kommt gut an bei ihren neuen Freunden. Manchmal erzählt sie von ihrem Großvater. „Opa war ein

überzeugter Antifaschist.“ Im Krieg hatte er sich gegen die Nazis gewehrt, er verlor seine Zulassung als Arzt, wurde verhaftet. Viel mehr weiß sie nicht über ihn. Die Eltern werden einsilbig, wenn es um diese Vergangenheit geht. Der Großvater saß in der Justizvollzugsanstalt Münster in Haft, erzählt Iris Niemeyer, und ihr Vater musste mit fünfzehn die Schule abbrechen, musste arbeiten gehen, die Familie versorgen. Mühselig habe er sich erst nach Ende des Krieges ein eigenes Leben aufgebaut, studiert, als Verkaufsleiter einer Baumwollspinnerei gearbeitet, um nun Frau und Kinder zu ernähren.

Besser man behält seine Ansichten für sich, das sei die Lehre gewesen, die ihre Eltern aus dem Kampf des Großvaters zogen und ihrer Tochter mitgaben. Sie sind es, die Iris Niemeyer später warnen, als sie in die NPD eintritt: „Iris, pass auf, du bringst dich in große Schwierigkeiten.“ Seit der Brief von der Staatsanwaltschaft da ist, hoffen sie nur noch, dass sie ruhig bleibt, nicht mehr mit Journalisten spricht, nichts mehr im Internet schreibt.

Der Großvater starb, als sie elf Jahre alt war. Sie erinnert sich an sein Bücherzimmer mit den schweren Sesseln, in denen sie saß und zuhörte, wenn er vorlas. Schwierig war er zum Schluss, auch das weiß sie noch, morphiumsüchtig, weil er das Leben nicht mehr ertrug, ungehalten dann, als sie ihm die Medikamente wegnahmen. Iris Niemeyer macht eine Ausbildung zur Krankenschwester, arbeitet in einer Drogenberatungsstelle, ehe sie schließlich ein Studium an der Fachhochschule in Münster beginnt, soziale Arbeit und Pädagogik, ein Doppeldiplom. In einem Seminar geht es um die Bildungspolitik der Nachkriegszeit. Iris Niemeyer hört hier zum ersten Mal von der „Reeducation“, mit der die Alliierten die Deutschen, die zwei Weltkriege angefangen hatten, zu Demokraten machen wollten. „Mission civilatrice“ hieß es in der französischen Besatzungszone, „antifaschistisch-demokratische Umgestaltung“ in der sowjetischen.

Bei Iris Niemeyer bleibt hängen: Die haben uns umerzogen. Ich bin umerzogen. Und wenn ich umerzogen bin, wer bin ich dann eigentlich? Der Professor sagt, die Reeducation sei abgeschlossen. Iris Niemeyer glaubt ihm nicht, glaubt stattdessen,

dass die Amerikaner noch immer Macht ausüben, durch die Medien, durch den Konsum. Die Deutschen sollen noch immer ruhiggestellt werden.

Für sie, eine junge Frau Ende zwanzig, beginnt, was sie heute ihre „Wahrheitssuche“ nennt. „Was den Deutschen damals genommen wurde, ist eine patriotische Haltung“, sagt sie und erzählt, wie sie eine Zeit lang in Rheine die Volksbank geputzt hat. Sie war, außer dem Chef der Putzkolonie, die einzige Deutsche unter Türken, Portugiesen, Russen, Italienern. In der Mittagspause habe sie immer alleine gegessen. „Ich war da ausgegrenzt“, sagt sie, und auch die anderen hätten nichts miteinander anzufangen gewusst. „Jeder saß mit seinesgleichen.“ Sie macht eine kurze Pause, als hätte sie damit endgültig bewiesen, dass die multikulturelle Gesellschaft eine Utopie ist. „Ich meine, welchen Leuten steht man am nächsten? Erst mal den eigenen“, sagt Iris Niemeyer, „das ist einfach so.“

Ihr Lebensgefährte kommt ins Wohnzimmer, er trägt einen schwarzen Kapuzenpulli, die Ärmel sind hochgeschoben, geben den Blick frei auf tätowierte Unterarme. Die Seiten seines Kopfes sind kahlrasiert, die Haare oben sind zu einem Bündel Dreadlocks gebunden. „Besuch“, sagt er, fast entschuldigend, drückt ihr das schreiende Baby in den Arm und verschwindet wieder in die Küche.

Iris Niemeyer und Gerrit Gerdes sind seit zehn Jahren zusammen. Kennengelernt haben sie sich auf einer Technoparty. Gerrit Gerdes ist ein Punk, bekannt in Rheine, weil er eine Zeit lang mit den Musikern der Band Muff Potter spielte, die später ein bisschen berühmt wurde. Auch weil er oft Stress macht. Einmal wartet er mit seinen Freunden vor einer Kneipe im benachbarten Neuenkirchen, mit Knüppeln in der Hand, drinnen trifft sich der Kreisverband der NPD. „Den Nazis auf die Klappe hauen“, nennen sie das. Iris Niemeyer verliebt sich in ihn. Für sie ist er ein Freigeist. Nächtelang diskutieren sie über Philosophie, Literatur, Politik. Sie bewundert ihn, weil seine Gedanken oft klarer sind als ihre eigenen, wie sie findet, intellektuell statt emotional. Er sagt ihr nicht, was sie denken soll, er sorgt dafür, dass sie von selbst darauf kommt.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Wir waren auf der Suche“, sagt Iris Niemeyer, „es hat uns nicht mehr gereicht, irgendwie gegen das System zu sein.“ Sie lassen sich die Programme aller deutschen Parteien zuschicken, wollen dort Antworten finden auf ihre Fragen. Das Sozialsystem zum Beispiel: „Wie soll der Staat das bezahlen, wenn er immer mehr Ausländer ins Land lässt?“ Sie reden über die gleichen Themen, die auch an Stammtischen dieses Landes besprochen werden, aber Stammtische sind ihnen zu wenig. Sie treten in die CDU ein, aber bald wieder aus. „Wir wurden dort gar nicht wahrgenommen“, sagt Iris Niemeyer, niemand habe sich bei ihnen gemeldet.

„Wir sind eine große Partei“, sagt Norbert Kahle, heute Vorsitzender des CDU-Ortsverbandes in Rheine. Seit über dreißig Jahren ist er hier in der CDU. Dass Iris Niemeyer bei ihnen einmal Mitglied war, daran erinnert er sich nicht. Er sollte sie erst später kennenlernen, als Lokalpolitiker, der auf einmal eine aktive NPD-Frau in seiner kleinen Stadt hatte, und auch als Vorsitzender der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Rheine. Der Kampf gegen Rechtsradikalismus ist seine Sache, sagt Kahle, und bei Iris Niemeyer habe er sich gefragt: „Warum tut die sich das an?“

Rheine, sagt CDU-Mann Kahle, sei stolz darauf, dass es die Rechten hier schon immer schwer gehabt hätten. Bei Wahlen kämen sie nicht einmal auf ein Prozent der Stimmen. „Sie hätte sich keine unpassendere Stadt aussuchen können.“ Doch Iris Niemeyer muss sich erst mal selbst verstehen. Es sei schon „ein enormer Sprung“ gewesen, sagt sie, von ganz links nach ganz rechts, aber eigentlich sei es auch sehr einfach: „Das Soziale kann man links und rechts finden.“ Nur, dass das Soziale rechts nur für Deutsche gilt.

Iris Niemeyer gehört zu einer wachsenden Gruppe von jungen Frauen in Deutschland, die sich von extrem Rechten angezogen fühlen. Unter den Neuzugängen bei der NPD sind 50 Prozent Frauen, darunter Hausfrauen, Studentinnen, Büroangestellte, junge Mütter. Sie tragen keine Springerstiefel, keine Ledermäntel, ihre Gesinnung sieht man ihnen nicht an. Der NPD kommt das recht. Es ist Teil des Konzepts. Die Partei muss ihr Image aufbessern. Kurz nachdem Iris Niemeyer und ihr Freund den Antrag gestellt haben, meldet sich Matthias Pohl bei ihnen. Pohl ist Vorsitzender der NPD im Kreis Steinfurt, ein ehemaliger „Kameradschaftler“, der zu

einer Bewährungsstrafe verurteilt wurde, weil er 1999 mit einer Gruppe Neonazis drei türkische Männer verprügelte.

An einem Wintertag 2004 trifft er sich mit ihnen in der Kneipe am Rheiner Bahnhof, Pohl, ein gedrungener Mann mit Bürstenschnitt, Iris Niemeyer, die mit ihrer Schwermut eher an eine DDR-Bürgerrechtlerin erinnert als an eine Eva Braun, und Gerrit Gerdes, der Punk. Pohl sagt, er hatte damals schnell den Eindruck, die beiden hätten sich sehr genau damit auseinandergesetzt, wofür die NPD steht. Das habe ihn überzeugt. „Der Partei ist es egal, wo jemand herkommt“, sagt er, „wichtig ist, was er jetzt für Deutschland tun will.“

Jeden Samstag stehen Iris Niemeyer und ihr Freund nun in der Fußgängerzone und verteilen Flugblätter. Zum Anfang ist es hart. Einmal bleibt eine alte Frau vor Gerrit Gerdes stehen, schreit immer wieder: „Ihr seid die NSDAP!“ Gerdes tippt auf das Parteiplakat: „Lesen Sie doch. Da steht NPD. N-P-D!“ Alte Freunde wenden sich ab. Iris Niemeyers Tante, verheiratet mit einem Türken, fragt, ob sie nun Ausländer hasse. Natürlich nicht, sagt Iris Niemeyer. Sie verweist gerne darauf, dass sie sich um Bildungspolitik kümmere. Sie sei gegen die Einführung der Ganztagschule und dafür, dass Mütter ein Gehalt bekommen, die deutschen, selbstverständlich. Sie ist auch dafür, dass Migrantenkinder in der Schule getrennt unterrichtet werden, wegen der sprachlichen Defizite.

Die ersten Sommerfeste, die ersten Kreisverbandstreffen, die ersten Kundgebungen. Auf einer spricht Axel Reitz vom Kampfbund Deutscher Sozialisten, eine Neonaziorganisation, die ein paar Jahre später verboten wird. Reitz trägt die Haare hart gescheitelt, dazu einen schwarzen Ledermantel, der aussieht, als habe ihn sich der milchgesichtige Mann von seinem Großvater geliehen. Er schreit seine Rede. Klein Goebbels, habe sie gedacht, sagt Iris Niemeyer und sich fremd gefühlt zwischen den grölenden Glatzen.

Sie gewöhnt sich auch nicht daran, dass die NPD alle Ausländer „zurückführen“ will. Sie findet es nicht gut, dass ihr Onkel nie gut Deutsch gelernt hat, will ihn aber noch lange nicht zurückschicken in die Türkei. Sie will auch den Nationalsozialismus nicht zurück. Aber sie sagt: „Es war nicht alles schlecht.“ Sie findet sich wieder in den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Büchern von Eva Herman, die die Familienpolitik im Dritten Reich lobt, und Thilo Sarrazin, der Multikulti für gescheitert erklärt. Als Iris Niemeyer eine Stelle in einem katholischen Jugendzentrum bekommt, ist sie bereits drei Jahre aktives NPD-Mitglied. Vier Nachmittage in der Woche betreut sie die Kinder, zwischen sieben und dreizehn Jahren, arbeitet völlig selbstständig, hat einen eigenen Schlüssel.

„Nein, wieso denn?“ sagt sie, „wer stellt sich denn schon mit seinem Parteibuch bei seinem Arbeitgeber vor?“

Eines Tages bittet ihr Chef sie, um 18 Uhr ins Jugendzentrum zu kommen. Die Tische im Besprechungsraum sind umgestellt. Sie sitzt alleine, ihr gegenüber das ganze Team. Zwei Fotos liegen auf dem Tisch, stumme Vorwürfe. Iris Niemeyer zwischen Neonazis der Freien Kameradschaften auf einer Demonstration der NPD. Iris Niemeyer an einem Stand des Rings Nationaler Frauen auf einem Sommerfest der NPD.

Sie soll etwas dazu sagen, sie soll sich distanzieren. „Du arbeitest doch hier auch mit ausländischen Kindern, Iris, wie soll das gehen?“ Sie denkt, dass sie es doch war, die sich dafür eingesetzt hat, dass die muslimischen Kinder im Jugendzentrum kein Schweinefleisch zu essen bekommen. Sie sagt, dass sie das doch trennen kann. Die NPD und ihre Arbeit. Was denn das eine mit dem anderen zu tun habe? Die NPD sei doch nicht verboten, und in einer Demokratie könne man doch denken, was man wolle. Sie redet und redet und versteht nicht, dass man diese Dinge eben nicht trennen kann. Am Ende muss sie gehen.

Ihr Chef habe ihr zum Abschied noch gesagt, sie habe gute Arbeit geleistet, sagt sie. Und dass sie in diesem Moment wie vor einer Wand gestanden habe. Sie fühlt sich verstoßen und ausgegrenzt, als Opfer eines Systems, das sie zu einer politisch Verfolgten macht wie einst ihren Großvater. Nur, wer verfolgt sie eigentlich? Die Mitarbeiter des Jugendzentrums wollen heute nicht mal mehr über den Fall reden, man wolle nichts mehr mit ihr zu tun haben, sagt der ehemalige Leiter am Telefon.

"Für mich war die Kündigung eine Bestätigung", sagt Iris Niemeyer, "ein Zeichen, wie umerzogen die Menschen sind." Als sie nach der Entlassung mit Gerrit Gerdes zusammensitzt, fassungslos erst, dann hilflos, dann wütend, sagt er: "Wir

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

müssen das politisch nutzbar machen." Noch am selben Abend schreiben sie eine E-Mail an die NPD. Und die Partei besorgt ihr einen Anwalt. Nicht irgendeinen. Er heißt Ingmar Knop und wird wenige Monate später Vize-Vorsitzender der DVU. Vor dem Arbeitsgericht stimmt Iris Niemeyer einem Vergleich zu. Ein Urteil gibt es nicht. Das Jugendzentrum zahlt ihr noch ein Monatsgehalt. Die Rechten werden ihr später vorwerfen, sie habe sich kaufen lassen.

Durch die Ritzen der Wohnzimmertür dringt kaltgewordener Rauch. Gerrit Gerdes sitzt in der Küche zusammen mit Freunden. Sie hat vorher mit ihm besprochen, ob sie überhaupt noch einmal öffentlich ihre Geschichte erzählen soll. Erst als er sagte, mach das, willigte sie in dieses Gespräch ein. Er kommt hin und wieder kurz hinzu, gibt Stichworte, füllt Erinnerungslücken. Das hier ist ihr Kampf. Das Baby schreit, Iris Niemeyer öffnet die oberen Knöpfe ihrer Bluse. Das Baby verstummt, trinkt.

Das Rheiner Volksblatt titelt: „NPD-Aktivistin vor die Tür gesetzt“. Iris Niemeyer gründet wenig später mit Gerrit Gerdes einen Ortsverband in Rheine. Die NPD in Rheine hat jetzt ein Gesicht. Die Antifa druckt es auf Plakate und klebt es an die Mauern der Stadt, besprüht es schließlich vor dem Supermarkt mit Pfefferspray. Für Iris Niemeyer ein Grund mehr, sich in ihre Opferrolle hineinzusteigern. „Ich habe nie Ausländer verprügelt“, sagt sie, „aber mit mir macht man das jetzt.“

In der NPD hingegen hat Iris Niemeyer endlich die Glaubwürdigkeit, die ihr als ehemaliger Linker bisher gefehlt hat. Sie telefoniert viel mit Peter Naumann, der parlamentarischer Berater der NPD-Fraktion im sächsischen Landtag ist. Er hat vor dreißig Jahren Fernsehsendemasten in die Luft gesprengt, als die Fernsehserie „Holocaust“ ausgestrahlt werden sollte. Bei 100 000 Menschen war danach der Bildschirm schwarz. Er will Iris Niemeyer als wissenschaftliche Mitarbeiterin nach Sachsen holen. Aber sie will in Rheine bleiben. Sie wird zur Vorsitzenden des Ortsverbandes gewählt.

Peter Naumann ist es, der Iris Niemeyer schließlich Sigrid Schübler vorstellt, eine Schauspielerin, die als „Hexe Ragna“ durch Kindergärten und Grundschulen zog, bis die Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft vor ihr warnte: NPD-Mitglied,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verheiratet mit einem wegen Waffenbesitz verurteilten Rechtsradikalen. Auch sie fühlt sich verfolgt. Zusammen gründen sie eine Selbsthilfegruppe: Jeanne D., nach der französischen Freiheitskämpferin Jeanne d'Arc. Das „D.“ steht für Deutschland.

Iris Niemeyer will, dass Jeanne D. eine Gruppe für „politisch Verfolgte in der BRD“ ist, das gefällt ihr nicht. „Ich bin durchaus offen“, sagt sie, „wenn ein Migrant zu mir kommen würde, der politisch verfolgt wird, würde ich dem auch helfen. Die wenden sich aber nicht an mich.“ Sigrid Schüßler steigt bald wieder aus. Jeanne D. gehört jetzt nur noch Iris Niemeyer.

Sie und ihr Freund glauben immer weniger daran, dass die NPD die richtige Partei für sie ist, wenn es doch so viele V-Leute in der Partei gibt, wie es immer heißt, oder wenn Landtagsabgeordnete Parlamente mit Waffen betreten. „So kommt die NPD niemals aus der Schublade“, sagt ihr Freund Gerrit, als er wiederum ins Zimmer kommt. Er tritt zuerst aus. Ein paar Monate später gibt Iris Niemeyer ihre Austrittserklärung ab. Sie ist jetzt ihre eigene Partei: Jeanne D..

Sie sucht nach anderen Fällen von politischer Verfolgung und findet: Sylvia Stolz, Holocaustleugnerin, 2008 verurteilt wegen Volksverhetzung. Ursula Haverbeck, Holocaustleugnerin, 2009 verurteilt für die Beleidigung der Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch. Horst Mahler, Holocaustleugner, mehrfach verurteilt wegen Volksverhetzung zu insgesamt zwölf Jahren Haft. Hier ist sie gelandet, die Enkeltochter eines Antifaschisten, und zuckt mit den Achseln. Mahler sei eben ein Provokateur, sagt Iris Niemeyer und schmunzelt. Vielleicht erinnert der ehemalige RAF-Anwalt sie an sich selbst. Im Internet ruft sie dazu auf, eine Petition für Mahlers Freilassung zu unterschreiben. Die Staatsanwaltschaft wirft ihr vor, auf ihrer Website dann auch selbst das Wort "Holo-story" benutzt zu haben, mit dem der Holocaust zu einer bloßen Geschichtenerzählung gemacht wird.

War sie nie in einem Konzentrationslager, hat sie nie die Bilder aus Auschwitz gesehen?

Sicher, auch sie habe in der Schule die Bilder von den Bergen von Schuhen und Haaren gesehen, die die Alliierten bei der Befreiung der Konzentrationslager fanden. „Das war schon emotional“, sagt sie. Sie behaupte ja gar nicht, dass es die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Judenermordung nicht gegeben habe. Sie wolle nur Dinge infrage stellen dürfen. „Jeder Mord, jeder Krieg ist unmenschlich, aber da darf man drüber reden, da darf man auch zweifeln, warum dann nicht auch über den Holocaust? Das ist dieser Schuldskult, der uns Deutschen auferlegt ist.“

Sie hat inzwischen die Argumente der Holocaustleugner übernommen. Relativieren, Pseudowissenschaftler zitieren. Und ist schlau genug, das nicht selbst aufzuschreiben. Sie setzt Links zu den Schriften anderer auf die Website von Jeanne D. Nur einmal zieht sie in Erwägung, ihren Weg zu verlassen, den Eltern zuliebe habe sie bei der Aussteigerorganisation Exit angerufen. Es war ein kurzes Gespräch. Sie müsse als Erstes ihre Gesinnung hinter sich lassen, wurde ihr gesagt „Das wäre für mich Hochverrat“, sagt Iris Niemeyer.

An einem Morgen im Hochsommer stehen sie dann im Flur. Vier Männer vom Staatsschutz. Durchsuchungsbeschluss. Iris Niemeyer rennt von einem Zimmer ins andere, sie ist hochschwanger, endlich, nach zwei Fehlgeburten. Sie schreit die Beamten an: „Was soll das? Leben wir in einem totalitären Regime?“ Gerrit Gerdes beruhigt sie. Es gibt nicht viel zu sehen für die Staatsschützer, keine Hakenkreuze, keine Reichsflagge. Einer zeigt auf Rudi Dutschkes Buch „Mein langer Marsch“, das im Regal steht, fragt, ob er das auch fotografieren soll. Sie nehmen den Laptop und gehen wieder.

Ein halbes Jahr ist das jetzt her. Seit vier Jahren ist Iris Niemeyer arbeitslos, auf Bewerbungen erhielt sie nur Absagen. Seit kurzem verdient sie selbstständig als Familienhelferin ein bisschen Geld. Wenn sie verurteilt würde, könnte man ihr die beiden Diplome aberkennen. Dann geht auch das nicht mehr. „Ich habe ein Berufsverbot“, sagt sie, „wie mein Großvater.“ Dass der dieses Berufsverbot von den Nationalsozialisten bekam, die sie nun verteidigt, scheint keine Rolle zu spielen. Sie sieht sich als Opfer eines Staates, dessen Grundrechte sie dennoch für sich beansprucht.

Das Baby ist eingeschlafen. Iris Niemeyer sitzt ganz still da. In letzter Zeit habe sie hin und wieder gedacht, ob sie „das alles sein lasse“, denn es ginge ja jetzt nicht mehr nur um sie. Über ihr hängt ein vergilbtes Gemälde mit einer Mariendarstellung.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mutter mit Kind. Sie hat es aufgehängt, weil es ihr so gut gefällt. „Ich habe ja keinem Menschen was getan“, sagt sie. „Ich bin ja sehr“, sie macht eine Pause, sucht nach einem Wort, dann sagt sie: „menschlich.“

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)



## Der Bürgermeister der Hölle

*Bis vor kurzem betrieb Mohamoud Ahmed Nur ein Internetcafé in London. Jetzt will er eine der gefährlichsten Städte der Welt retten. Als Bürgermeister von Mogadischu, der kriegszerstörten Hauptstadt von Somalia.*

Michael Obert, SZ-Magazin, 20.04.2012

Gewehrketten haben die Mauern zerfressen, Granaten die Fassade aufgerissen. Das Dach: weggebombt. Vor den höhlenartigen Öffnungen der dreistöckigen Ruine im Zentrum von Mogadischu gehen Soldaten mit Schnellfeuergewehren in Stellung. Sie sollen den Mann schützen, der an diesem Morgen Ende Februar im dunklen afrikanischen Anzug zwischen Granattrichtern im Hof steht und lächelt. Das ehemalige Regierungsgebäude werde wieder aufgebaut, sagt er, in den neuen Büros würden Mitarbeiter der Stadt bald wieder ihren Dienst verrichten.

Dann fallen Schüsse. Haben sich Attentäter in der Ruine versteckt? Aufständische Islamisten? Die Soldaten reißen ihre Waffen von der Schulter, bilden einen schützenden Kreis um den Mann und drängen ihn in einen schwarzen Geländewagen. Zur Verstärkung rasen Pick-ups mit aufgebockten Maschinengewehren heran, auf den Ladeflächen hantieren Soldaten in Kampfanzügen mit Kalaschnikows, Panzerfäusten, Granatwerfern. Reifen drehen durch. Steine fliegen durch die Luft. Und der Konvoi jagt in einer Staubwolke davon.

„Der Tod kommt, wenn er kommt“, sagt Mohamoud Ahmed Nur wenig später und lässt sich in den Lederstuhl in seinem Büro fallen. „Wenn du Angst hast, kannst du in Mogadischu nichts bewegen, mit Angst kannst du diese Gesellschaft nicht verändern.“ Bis vor Kurzem führte der 57-Jährige mit dem grauen Kinnbart und den strahlendweißen Zähnen ein Internetcafé in der Seven Sisters Road im Norden Londons. Jetzt führt er eine der gefährlichsten Städte der Welt. Als Bürgermeister von Mogadischu, der Hauptstadt Somalias.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach über 20 Jahren Bürgerkrieg und Häuserkampf sieht das „Stalingrad Afrikas“ aus wie eine gewaltige archäologische Grabungsstätte. Zweieinhalb Millionen Menschen fristen ein Dasein in Ruinen. Ohne Strom, ohne sauberes Trinkwasser, ohne Müllabfuhr und ausreichende medizinische Versorgung. In einer Stadt, in der man beim Gemüsehändler um die Ecke für ein paar hundert Dollar eine Panzerfaust kaufen kann und ausgefranste schwarze Flecken die letzten Bombenanschläge markieren. Alle paar Minuten krachen Schüsse.

Als Bürgermeister gehört Nur zu einer Übergangsregierung, die zwar international anerkannt ist, aber nicht einmal 20 Prozent des Landes kontrolliert. Und das nur mit Hilfe der afrikanischen Friedensmission Amisom. 12 000 bis an die Zähne bewaffnete Soldaten aus Uganda und Burundi liefern sich blutige Gefechte mit al-Schabab, einer islamistischen Miliz, die sich kürzlich offiziell mit dem Terrornetzwerk al-Qaida verbündete und weite Teile Somalias kontrolliert.

Wer etwas dagegen hat, dass al-Schabab Bomben unter Marktstände legt, Kinos in die Luft jagt, Frauen steinigt und Dieben, Musikern oder Fußballern die rechte Hand und den linken Fuß absägt, landet auf der Abschussliste ihrer Killerkommandos. Ganz oben: Bürgermeister Nur. Mit zwei Dutzend Bodyguards, einem Monatsetat von 150 000 Dollar, ein paar Computern und drei Olivetti-Schreibmaschinen will er Mogadischu, das Höllenloch am Horn von Afrika, retten. Oder sterben.

Als ihm der somalische Präsident, ein alter Weggefährte aus Jugendzeiten, vor anderthalb Jahren den Job anbot, versammelte Nur seine Frau, sechs Kinder und acht Enkelkinder in der kleinen Mietwohnung in London, wohin er 1993 vor dem Krieg in Somalia geflohen war. Er erklärte ihnen, dass er von seiner Mission womöglich nicht zurückkehren werde: „Vielleicht hört ihr in den Nachrichten bald, dass der Bürgermeister von Mogadischu erschossen wurde.“

Seine Frau wollte ihn nicht gehen lassen. Seine Freunde hielten ihn für verrückt. Trotzdem sitzt Nur jetzt an diesem wurmstichigen Schreibtisch und arbeitet sich durch Stapel schriftlicher Hilferufe seiner Bürger. Nicht weit vom Flughafen, wo im Oktober 1977 Sturmtrupps der deutschen Spezialeinheit GSG9 die Geiseln an Bord der Lufthansa-Maschine Landshut aus der Gewalt palästinensischer Terroristen befreiten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Draußen vor dem Bürgermeisteramt, hinter Wällen aus Sandsäcken und Stacheldraht, satteln die Bodyguards ihr Waffenarsenal von den Pick-ups ab. Am Hauseingang ist ein Maschinengewehr aufgebaut. Vor der Bürotür wacht ein Soldat in Gefechtsuniform mit einer Kalaschnikow. Auf Besucher in schusssicheren Westen reagiert der Bürgermeister dennoch allergisch. „Mogadischu ist sicher“, sagt er. „Sicherer als Bagdad oder Kabul.“ Mogadischu bekomme zu Unrecht schlechte Presse.

Seit Rebellen 1991 den Diktator Siad Barre stürzten, gibt es im ostafrikanischen Somalia keine funktionierende Zentralregierung mehr. Nach dem Sieg der Warlords über den verhassten General zerfielen die vier großen Clans in Dutzende von Subclans. Ihre Milizen zerfleischten sich gegenseitig, trieben das Land immer tiefer ins Chaos und verwandelten Mogadischu, bis dahin eine wohlhabende Handelsstadt am Indischen Ozean, in eine Geröllwüste. Bis zu eine Million Tote hat dieser Krieg bisher gefordert. Meist Frauen, Kinder und Greise, die nicht schnell genug aus der Schusslinie kamen. Fast zweieinhalb Millionen Somalier wurden aus ihren Häusern vertrieben, beinahe ein Drittel der gesamten Bevölkerung. Eine Million Menschen flohen ins Ausland.

Die Republik Somalia ist an diesem Konflikt zerbrochen. Im Norden haben sich Somaliland und die Piratenhochburg Puntland abgespalten. Südlich davon riefen sich Phantasiestaaten aus: Himan&Heeb, Galmudug und Ahlu Sunna wal Jamaa – „Anhänger der Tradition und der Gemeinschaft“ –, kurz ASWJ. Den Rest des Landes, geschätzte 60 Prozent, kontrolliert al-Schabab. Die Schockwellen des somalischen Lebens erschüttern weite Teile des afrikanischen Kontinents. Vom US-Stützpunkt in Djibuti starten Drohnen und geheime Sonderkommandos nach Somalia, im Westen kämpfen Truppen aus Äthiopien gegen al-Schabab, im Süden rücken kenianische Streitkräfte vor. Auch der Rest der Welt fühlt sich von Somalia bedroht. Das Land gilt heute als Brutstätte des islamistischen Terrorismus, ein Chaos-Staat, in dem weltweit gesuchte Topterroristen abtauchen und international operierende Netzwerke ungestört ihre nächsten Anschläge vorbereiten können. Die von Somalia ausgehende Gefahr für die Sicherheit westlicher Staaten, warnen Experten, nehme in jüngster Zeit besorgniserregend zu.

Es ist das konfuse Gemisch aus verfeindeten Clans und islamistischem Terror, das bisher jede Diplomatie und jede Intervention der Vereinten Nationen kläglich scheitern ließ. Der letzte Rettungsversuch des Westens endete 1993 für Amerika im größten Fiasko seit Vietnam. Zwei US-Kampfhubschrauber wurden über dem Zentrum von Mogadischu abgeschossen, die Körper amerikanischer Soldaten vom Mob durch die Straßen geschleift. Der missglückte Einsatz, im Hollywood-Kriegsdrama Black Hawk Down verfilmt, führte zum Abzug der amerikanischen Truppen aus Somalia. Seither hat die Welt Mogadischu aufgegeben.

Nicht so Bürgermeister Nur. In den ersten Monaten seiner Amtszeit feuerte er reihenweise korrupte Angestellte, ließ Müll einsammeln, die Kanalisation zumindest notdürftig reinigen und wild wuchernde Bäume in Kriegsruinen zu Brennholz verarbeiten. Einen Steinwurf von der Frontlinie zwischen Amisom und al-Schabab ließ er zwei öffentliche Gärten anlegen und eine Reihe von Laternen installieren, um die erste Straße im zerbombten Zentrum zu beleuchten.

„Waren Sie schon mal in einem afrikanischen Gefängnis, in einer dieser finsternen Betonzellen?“, fragt Nur auf dem Sprung zum nächsten Termin; vor seiner Flucht nach England saß er in Mogadischu als Oppositioneller selbst hinter Gittern. Am Anfang kämpfte man noch um seine Würde und klammerte sich an die Hoffnung, die Tür könnte sich bald öffnen. Dann werde man allmählich müde, sinke zu Boden und schlafe irgendwann in seinen Exkrementen – und am Ende hoffe man auf gar nichts mehr.

„Genau so ist es den Menschen hier ergangen“, sagt Nur und eilt über den Amtsflur zu seinem Dienstwagen. „Nach 20 Jahren Gefangenschaft in ihrer Stadt haben sie ein Leben ohne Freude akzeptiert, ein Leben mit der Waffe an der Schläfe, hungrig, schmutzig, bettelarm, ein Leben in Finsternis.“ Deshalb müsse er zunächst „die Mentalität der Menschen ändern, ihre Art zu denken und zu empfinden“.

Wie soll das gelingen? In einer kollektiv traumatisierten Stadt? Wo keine zehn Minuten ohne Schüsse vergehen und die Scheiben nachts im Artilleriefeuer zittern? Wo Mütter vom Kriegsterror übergeschnappte Kinder an die Betten ketten, damit sie nicht im Ruinenlabyrinth verloren gehen? Jedes fünfte Kind stirbt hier an verseuchtem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Trinkwasser. Öffentliche Schulen gibt es keine, Arbeit auch nicht. Und hinter jedem Mauerrest, in jedem noch so zerschossenen Betongerippe hausen Flüchtlinge in Hütten aus Akaziengest und Plastikfetzen – gefangen zwischen Krieg und Hunger.

Wie um alles in der Welt will der Bürgermeister die „Mentalität“ dieser Menschen ändern? „Bei einer Transfusion pumpt man das Blut nicht mit Gewalt in die Venen des Patienten“, sagt er; an den geschwärzten Scheiben seines Geländewagens zieht die Ruinenstadt vorbei. „Er bekommt es Tropfen für Tropfen.“

Deshalb joggt Mohamoud Ahmed Nur seit anderthalb Jahren nicht mehr durch den Park am Londoner Parliament Hill und sieht sich nach Feierabend nicht mehr die Spiele von Arsenal im Fernsehen an, sondern ist von früh bis spät unterwegs in den Trümmern seiner Stadt, schüttelt unermüdlich Hände, schlichtet Clan-Streitigkeiten, berät Geschäftsleute, sammelt Geld, findet aufmunternde Worte für Kriegsversehrte und -waisen.

„Ihr seid die Zukunft Somalias“, sagt er den Straßenkindern in einem von ihm initiierten Projekt. „Aus jedem von euch kann ein Handwerker werden, ein Lehrer, sogar ein Minister.“ In einem Backsteinbau sitzen sie auf wackligen Stühlen im Kreis. Ihre Kleider sind zerrissen, ihre Körper abgemagert. Sie ernähren sich von Abfällen und kämpfen in Kriegsrüinen mit verwilderten Hunden um ihre Schlafplätze. Nachts kommen die Häscher von al-Schabab und sammeln sie mit vorgehaltener Waffe ein, um sie als Kindersoldaten zu verheizen.

Und der Bürgermeister sagt ihnen: „Haltet euren Körper sauber. Wascht euer Hemd.“ Das wirkt alles ziemlich abgehoben und naiv. Wie wäre es stattdessen mit einem Dach über dem Kopf, Herr Bürgermeister? Mit einer regelmäßigen Mahlzeit? Er würde gern mehr tun, sagt Nur, doch die Stadtkasse sei leer. Und so vertraut er auf die Kraft seiner Worte. Tatsächlich dürsten die Menschen danach. Jahrzehntlang hat man auf sie geschossen, jetzt reicht ihnen einer die Hand, spricht zu ihnen, macht ihnen Mut.

„Tropfen für Tropfen“, wiederholt der Bürgermeister und streicht einem zerzausten Straßenjungen über die Stirn; er strahlt und geht mit erhobener Brust aus

dem Raum. „In ein paar Jahren wird wieder genügend frisches Blut in den Köpfen und Herzen der Menschen sein, dann werden sie sich besser fühlen.“

Die meisten Bürger von Mogadischu hegen ein tiefes Misstrauen gegen jeden, der der Übergangsregierung nahe steht. Ihren Mitgliedern werfen sie vor, sich die Taschen zu füllen und Somalia, laut Transparency International 2011 das korrupteste Land der Welt, den Milizen und Piraten zu überlassen. Nur der Bürgermeister, da sind sich alle einig, ist über jeden Zweifel erhaben. „Ein Mann von Prinzipien“, sagt Iman Icar; der Stellvertreter des Stadtoberhaupts war in Holland 16 Jahre lang als Sozialarbeiter tätig. „Er ist mit Leib und Seele loyal zu seinem Land, er hat eine Vision und setzt sie um.“

„Wenn er etwas will, dann beißt er sich rein“, sagt Shamis, die Frau des Bürgermeisters, während sie in ihrem einfachen Haus das Essen auf den Tisch stellt. Jahrelang sah sie ihrem Mann zu, wie er in ihrer Londoner Wohnung bis spät in die Nacht vor dem Fernseher saß und mit den Tränen kämpfte, wenn er all die Toten und Verstümmelten in Mogadischu sah, die Ruinen seiner Stadt. Als er Bürgermeister wurde, verlor sie 20 Kilo. Wenn das Telefon klingelte, dachte sie: „Jetzt haben sie ihn erschossen.“

Nach seinem Amtsantritt besuchte sie ihn. „Aber ich konnte nicht schlafen“, sagt die kleine Frau mit den lebendigen Augen und der modischen Brille. „Wegen der Schüsse und der Bomben.“ Doch in London fiel ihr die Decke auf den Kopf; ihre sechs Kinder sind erwachsen und längst aus dem Haus. Schließlich überwand sie sich und kehrte nach 31 Jahren Exil nach Mogadischu zurück, an die Seite ihres Mannes. „Home is where your heart is“, sagt sie, lacht, wird aber gleich wieder ernst. „Ich wollte einfach nicht, dass er ohne mich stirbt.“

Ortstermin im Zentrum von Mogadischu. Gut 300 Mädchen und Jungen erwarten den Bürgermeister in der „Schule des 21. Oktober“. Seit Jahren findet hier kein Unterricht mehr statt. Alle staatlichen Schulen sind geschlossen. Die Gebühren für Privatschulen – 15 Dollar im Monat – kann sich kaum eine Familie leisten. 95 Prozent der Kinder sind ohne Unterricht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der Bürgermeister geht durch ausgebombte Klassenzimmer, steigt über den Schutt eingestürzter Dächer. Überall Exkrememente und Müll. Nervös streifen die Blicke der Leibwächter durch die dunklen Gänge, ideale Verstecke für Attentäter. Die Nähe, die Nur täglich zu den Menschen sucht, macht ihn besonders verwundbar. „Diese Schule gehört nun wieder uns“, sagt er ins Mikrofon; der tragbare Lautsprecher verwandelt seine Stimme in ein Krächzen. „Bald können unsere Kinder hier wieder Lesen und Schreiben lernen.“

Hinter der Schulhofmauer hatten Flüchtlinge ein improvisiertes Camp errichtet. Geschätzte 50 000 Menschen suchten bis vor Kurzem Zuflucht in meist zerstörten Regierungsgebäuden, bis diese von der somalischen Armee und Polizei geräumt wurden. „Ein echter Fortschritt“, sagt der Bürgermeister; weiter unten auf der Straße krachen Schüsse.

Wohin all die Menschen nach der Räumung gezogen sind, weiß er nicht. Alternativen wurden ihnen keine angeboten. Es hagelt Kritik von Hilfsorganisationen. „Mogadischu ist nicht London“, sagt die Leiterin einer somalischen NGO in einem der Flüchtlingslager, die von Neuankömmlingen aus geräumten Gebäuden überrannt werden. „Der Bürgermeister ist ein Träumer, er war zu lange im Exil, er hat keine Ahnung, wie es hier an der Basis aussieht.“ Die Kinder auf dem Schulhof und ihre Eltern sehen das anders. Sie freuen sich über die Aussicht auf baldigen Unterricht.

Die Prioritäten des Bürgermeisters sind klar: Schulen, Krankenhäuser, Strom, sauberes Trinkwasser, Kanalisation, Müllentsorgung. Doch mit einem Monatsetat von 150 000 Dollar – gespeist aus 15 Prozent der Hafeneinnahmen Mogadischus – sind Nurs Optionen in der kriegszerstörten Millionenstadt begrenzt. Hilfe aus dem Ausland? „Wir brauchen Backsteine, Zement, Sand und Werkzeug, damit wir unsere Häuser selbst wieder aufbauen können.“ Demonstrativ krempelt er die Ärmel hoch, springt auf den Rücksitz des Geländewagens und jagt zum nächsten Termin.

Menschen mobilisieren. Ohne Kalaschnikows. Tatendrang und Optimismus des Bürgermeisters wirken ansteckend. „Endlich unternimmt mal einer was“, freut sich der 24-jährige Farah, der in einer von Nurs Initiativen Müll in den Straßen einsammelt. „Der Bürgermeister nimmt uns ernst, der Bürgermeister macht uns Mut.“

„Er zeigt uns, dass wir selbst etwas verändern können“, sagt Aisha von den Mogadishu City Volunteers, Hunderte Freiwillige, die ihrer Stadt ohne Bezahlung wieder auf die Beine helfen wollen. „Der Bürgermeister ist unser Held.“ Aisha hat Nurs Gesicht auf ihr T-Shirt gemalt, er lächelt, in einer Sprechblase über seinem Kopf steht auf Somali: „Du kannst es! Leg los!“

Für die einen ist er so etwas wie der Obama von Mogadischu, in den sie all ihre Hoffnungen setzen und den sie verehren wie einen Popstar – die anderen wollen ihm an den Kragen. Aus den unterirdischen Verliesen eines Geheimgefängnisses wird an diesem Morgen ein barfüßiger Mann zum Verhör geführt. Tags zuvor wurde Idriz Sheikh Abdifatah, 23, ein Radiohändler aus dem Umland, von der somalischen Polizei gefasst. Mit einem Auto voller TNT und einer Sprengstoffweste um die Brust.

Er gehöre zu al-Schabab, sagt er mit fester Stimme. Mit seinem ordentlichen kurzen Haar, seinem blauen Hemd und den hochgekremelten Jeans sieht Idriz so gar nicht wie ein Selbstmordattentäter aus. Wo er die Bombe zünden wollte, sagt er nicht. Aber was den Bürgermeister betrifft, ist er ganz klar: „Erschießen! Enthaupten! Allah kann diesem Verräter nicht vergeben.“

Hat Idriz nicht auch Kinder? Für einen Moment wirkt er verunsichert. Doch er fängt sich gleich wieder und sagt: „Eine Tochter. Aisha. Sie ist einen Monat alt.“ Und er, ihr Vater, will sich in die Luft sprengen? Auf einmal geht ein Strahlen über sein Gesicht. „Bald zünden wir unsere Bomben auch in Amerika und Europa.“ Ganz oben auf der Liste stehe England. „Ich sprengte mich in London in die Luft und gehe direkt ins Paradies. Aisha wird glücklich und stolz auf ihren Vater sein.“

Zuhause in Mogadischu ist für al-Schabab der Bürgermeister der meistgehasste Mann. 100 000 Dollar, behaupten Insider, sind auf seinen Kopf ausgesetzt. Warum, fragt man sich, ist er nicht längst tot? Gegen einen Scharfschützen sind die besten Bodyguards machtlos. Und die Übergangsregierung kann nicht einmal ihre Minister vor Anschlägen schützen. Verfügt Nur über einen besonderen Instinkt? Genießt er insgeheim Sympathien auch unter den Islamisten? Oder hat er bisher einfach nur jede Menge Glück gehabt? Der Bürgermeister lebe noch, heißt es in den Straßen von Mogadischu, weil viele Menschen für ihn beten.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sein rotes Handy klingelt. Eine Nachricht leuchtet auf dem Display auf: „Wir sehen dich, du stehst vor deinem Haus, du trägst ein Kakihemd und eine Sonnenbrille und sprichst mit einem weißen Journalisten – in zwei Minuten bist du tot.“ Heckenschützen auf dem Nachbardach? Bombe im Geländewagen? Sprengstoffgürtel um den Bauch der verschleierten Frau, die eben um die Ecke kommt? Am Ende bleibt es bei einer weiteren Drohung.

Der Bürgermeister beantwortet sie im somalischen Fernsehen. „Verkleidet euch nicht als Frauen, versteckt eure Waffen nicht unter ihren Gewändern“, sagt er, den Blick direkt in die Kamera gerichtet. Die Mörder sollen ihm gegenübertreten, ihm ins Gesicht sehen. „Und dann bringt mich um, wenn ihr könnt!“

1954 im De Martino Hospital in Mogadischu geboren, verbringt Mohamoud Ahmed Nur die ersten Jahre seines Lebens als Nomadenjunge im Landesinneren, nahe der äthiopischen Grenze. Sein Vater besitzt 300 Ziegen und zehn Kamele. Er stirbt, als Ahmed fünf Jahre alt ist. Die Mutter gibt den Jungen zu einer Tante nach Mogadischu, aber die kann sich auch nicht um ihn kümmern, und so landet der kleine Ahmed für die nächsten 12 Jahre im Waisenhaus.

Basketball hält ihn am Leben. „Ich war nicht groß, aber sehr schnell.“ 1972 wird sein Team somalischer Meister und Nur, der im Angriff spielt und die Nummer 7 trägt, berühmt in ganz Somalia. Mit seiner knappen Gage finanziert er sich die Highschool. Mittlerweile hat das Militär unter General Siad Barre die Macht übernommen. Somalia wird ein sozialistisches Land. „Von Anfang an hasste ich die Idee, dass der Staat die Verantwortung für dein Leben übernimmt“, sagt Nur heute. „Ich wollte meine Ziele aus eigener Kraft erreichen, ich wollte nicht, dass die Regierung mich füttert wie einen Hund.“

Er galt als reaktionär, ging als „Amerikafreund“ ins Gefängnis. Bevor er sein Geologiestudium beenden konnte, setzte er sich 1977 nach Saudi Arabien ab. „In meiner Basketballtasche waren zwei Hosen und drei Hemden“, erinnert er sich. „Ich ließ mein ganzes Leben in Mogadischu zurück.“

1993 kommt er, mittlerweile mit Shamis verheiratet und Vater von sechs Kindern, nach London. Die Zeiten sind nicht rosig. Shamis rät ihm, Stütze beim

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sozialamt zu beantragen. Er weigert sich: „Ich wollte kein Parasit der Gesellschaft sein, ich hätte mich vor mir selbst geekelt.“ Stattdessen schließt er an der University of Westminster in Business Management ab und gründet die Somali Speakers Association, welche die Diaspora in London noch heute in sozialen Fragen berät. Um über die Runden zu kommen, macht Nur das Internetcafé in der Seven Sisters Road auf, nicht weit vom Finsbury Park. Hinten Telefonkabinen, vorne Computer. An der Wand ein Hinweisschild: No Pornography!

Am Morgen nach der Kampfansage an die Islamisten im Fernsehen lässt Nur seinen Fahrer an einem menschenleeren Kreisverkehr im Zentrum von Mogadischu anhalten. Aus Kriegsschutt ragt das Gerippe eines Turms wie ein knochiger Zeigefinger. Die Ruine des alten Parlaments. Symbol einer Totenstadt, einer gründlich gescheiterten Nation.

Noch bis vor kurzem kämpften hier Einheiten von Amisom und Soldaten der Übergangsregierung gegen al-Schabab. Straße um Straße. Haus um Haus. Mann gegen Mann. Jahrelang kontrollierten die Islamisten – bis auf eine winzige Regierungsenklave – ganz Mogadischu. Dann verloren sie einige Viertel und traten im August einen „taktischen Rückzug“ an den Stadtrand an. Seither operieren sie aus dem Untergrund. Mit Heckenschützen und Bombenterror im Stil von Al-Qaida.

Am Kreisverkehr springen die Bodyguards des Bürgermeisters von den Pick-ups und schwärmen mit ihren Kalaschnikows aus. Und Nur arbeitet sich durch das Geröll der Parlamentsruine, als führte dort ein Weg zurück in die Stadt seiner Jugend, die „Perle Ostafrikas“ mit einer prachtvollen Seepromenade und Traumstränden am Indischen Ozean, mit großzügig angelegten Straßen, Plätzen und Gärten und weiß getünchten Bauten aus der italienischen Kolonialzeit.

„Mogadischu war damals absolut friedlich und sicher, eine Crime-Zero-City“, sagt Nur und reibt sich den Schweiß von der Stirn. „Freitags gingen wir an den Strand zum Schwimmen und abends ins Kino.“ Nebenan in der Casa d'Italia trainierte er Basketball. „Dort war die Sporthalle, dort der Tennisplatz, der Nachtclub, die Bar, gleich dort drüben dann die Universität, dort die Somali Bank und dort hinten Somali Airlines.“ Trümmerhaufen. Zerschossene Art déco-Säulen. Aufgeplatzte Sandsäcke

auf orientalischen Balkonen. An einer vom Kugelhagel durchsiebten Wand im Erdgeschoss steht: „Helft mir! Ich bin ein Kind!“ Daneben eine unbeholfene Zeichnung: Männer richten Gewehre aufeinander. Wie aufgereichte Perlen hängen die Kugeln in der Luft. Am Boden liegen Menschen in monströs verschmiertem schwarzem Blut.

„Mogadischu war damals wunderschön“, sagt der Bürgermeister plötzlich leise und gerät auf dem Geröllbrocken aus dem Gleichgewicht. Es ist, als kämpften in ihm zwei Zeiten gegeneinander an, als zerrten ihn das Damals und das Heute in verschiedene Richtungen. Tränen stehen in seinen Augen. Dann fängt er sich wieder, ballt die Fäuste und sagt mit fester Stimme: „Das ist die Stadt, die ich wieder aufbauen werde.“

Nach dem Rückzug von al-Schabab ist dies nicht mehr nur reine Utopie. Noch immer explodieren Autobomben, krachen Schüsse, sprengen sich Selbstmordattentäter in die Luft, doch in Mogadischu gibt es erste Anzeichen einer Art von Normalität. In leergefegte Todesstreifen kehrt allmählich Leben zurück. Nicht zuletzt dank des unermüdlichen Wirkens von Bürgermeister Nur wagen sich viele wieder auf die Straße, räumen Schutt aus Höfen, bauen Häuser auf, eröffnen kleine Geschäfte.

Ein Junge mit einer eiternden Narbe über dem Auge gießt am Straßenrand ein Bäumchen. „Selbst gepflanzt“, sagt er, während das Wasser aus dem Loch einer Plastiktüte rinnt und von der durstigen Erde Mogadischus aufgesogen wird. „Mein Baum. Auf den passe ich auf. Wenn er groß ist, schlafe ich in seinem Schatten.“

Hoffnung. Auf eine friedliche Zukunft. Doch die Frontlinie liegt nur ein paar Kilometer die Hauptstraße hinunter. Am letzten Checkpoint namens X-Control trocknen Blutlachen auf dem Asphalt. Soldaten legen hier oft die Leichen getöteter Schabab-Kämpfer aus, damit jeder sieht, was Aufständische zu erwarten haben. Endlos ist die Karawane der Flüchtlinge aus den von al-Schabab kontrollierten Gebieten, auf die Amisom und Regierungstruppen vorrücken, um die Islamisten weiter zurückzudrängen.

„Wir fliehen vor den Raketen der Armee“, sagt Hawa Ibrahim, eine junge Frau mit violetter Gesichtsschleier in einem völlig überladenen Minibus. Al-Schabab

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

versteckt sich oft in Wohngebieten, um Frauen und Kinder als lebenden Schutzschild zu missbrauchen. Wenn die Armee dann angreift und durch ihre Raketen Zivilisten sterben, schürt das auch die Wut auf den Bürgermeister. Hawa: „Allah wird ihn bestrafen.“ Ob er will oder nicht: Er gehört zur Übergangsregierung und ist damit automatisch Partei.

An der Frontlinie in der Nähe des ehemaligen Tiermarktes – heute ein geisterhafter, lebensgefährlicher Ort – ducken sich Soldaten in ihren Lumpenuniformen hinter Sandsäcken. Sie tragen verspiegelte Sonnenbrillen und Munitionsreihen quer über der Brust. Ihre Kalaschnikows und Raketenwerfer zeigen auf eine leere Straße zwischen ausgebrannten, von den Kämpfen der vergangenen Tage zerschossenen Häusern.

„Auf den Dächern dort: Scharfschützen“, flüstert Ahmed Ali, der Kommandant dieses Frontabschnitts, und zündet sich eine Zigarette an. „Ein falscher Schritt, und du bist tot.“ Al-Schabab ist noch lange nicht besiegt, der Krieg nicht vorbei. Er lauert an den Rändern Mogadischus auf seine Chance, in die Stadt zurückzukehren.

Der Kommandant nimmt einen langen Zug von seiner Zigarette. 65 Jahre ist er alt und mehr als sein halbes Leben bei der Armee. Der Bürgermeister? „Sehr guter Mann, ein echter Patriot“, sagt er, reißt die Hacken zusammen und salutiert. „Kam aus London zurück, um Mogadischu zu flicken.“

Dass der Stadtvater, wie der alte Offizier behauptet, mit einer Pistole unter dem Kopfkissen und einer Kalaschnikow neben dem Bett schlafe, entspreche allerdings nicht der Wahrheit, sagt Shamis. Aber nachts wache ihr Mann ständig auf, den Kopf voller Pläne für den nächsten Tag. „Ab vier Uhr morgens findet er dann keinen Schlaf mehr.“ In London ging Nur regelmäßig joggen. Jetzt reicht es höchstens noch für ein paar beengte Morgenrunden um das Haus, im Schatten Stacheldraht bewehrter Mauern. „Dein Bauch wird dick“, sagt Shamis nach dem Frühstück und schenkt ihm ein liebevolles Lächeln; wenn er morgens fortgeht, weiß sie nie, ob er abends noch mal zurückkommt. „Du hast graue Haare bekommen von all den Problemen.“

Vermisst er London manchmal? „Die Spiele von Arsenal und Parliament Question Time auf BBC1“, sagt Nur und steigt in den schwarzen Geländewagen;

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

draußen springen die Bodyguards mit ihren Waffen auf die Pick-ups. „Und den Park am Parliament Hill. Das Grün, die Hügel, die Drachen am Himmel – wunderbar.“

Alles was Nur seit seinem Amtsantritt in Mogadischu erreicht hat, steht an diesem Tag auf dem Spiel. „Vor genau einem Jahr habe ich ein Open Air-Musikfestival organisiert“, erklärt er im Zwielicht hinter den geschwärzten Scheiben seines Wagens. „Ein Ereignis, wie es die Menschen von Mogadischu seit Jahrzehnten nicht mehr erleben durften.“ Ein Zeichen habe er setzen wollen. Für einen Neuanfang. Für ein Leben in Würde, ohne Angst. Doch dann stürmten Bewaffnete auf den Platz und schossen in die Menge. Auf Befehl des Warlords Mohamed Dheere, des ehemaligen Bürgermeisters. Er wollte seinen Nachfolger einschüchtern und um seine Popularität bringen. Vier Menschen starben. Darunter der Dirigent der Blaskapelle. „Das war der schwärzeste Tag meines Lebens“, sagt Nur und kämpft um seine Fassung.

Genau ein Jahr nach der Katastrophe soll nun erneut ein Musikfestival stattfinden. „Wenn wir uns einschüchtern lassen, werden wir nie etwas verändern.“ Tausende sind gekommen. Auf dem nach allen Seiten offenen Platz warten sie in ihren Festtagskleidern seit den frühen Morgenstunden auf die Botschaft des Bürgermeisters, auf seine Visionen. Zwei Jahrzehnte lang haben sich die Bewohner der 16 Stadtdistrikte blutig bekämpft. Jetzt halten sie sich an den Händen, singen gemeinsam und tanzen. Auf ihren Plakaten steht Al-Schabab: Mörder oder Al-Schabab wird enden wie Osama Bin Laden; dazwischen lassen Poster den Bürgermeister hochleben.

Poeten in weißen Gewändern und hennagefärbten Bärten rezitieren Gedichte und drehen sich wie Derwische im Kreis. Die Musiker der Blaskapelle in ihren hellgrünen Uniformen und weißen Hosen schmettern einen Marsch. Und dann kommt der Bürgermeister. Nicht in einem Panzerfahrzeug von Amisom. Nicht in seinem schwarzen Geländewagen. Nein, zu Fuß. Und ohne schussichere Weste. Winkend und strahlend läuft er auf dem Platz ein, und seine Bürger jubeln ihm zu wie einem Fußballstar.

„Zukunft!“, ruft er ins Mikrofon. „Frieden! Licht!“ Auf den Dächern klicken – kaum hörbar im tosenden Applaus und bewegt nur von den Atemzügen wachsamer

Soldaten – die Munitionsgurte an den Läufen der Kalaschnikows. Jeden Moment kann in der Menge jemand eine Waffe ziehen. Oder einen Sprengstoffgürtel zünden. Doch das scheint die Leute jetzt nicht zu interessieren; sie hängen an den Lippen des Bürgermeisters. Es ist, als bräuchte er nur lange genug die Normalität zu beschwören, damit diese eintritt und alles wieder gut wird in Mogadischu.

„Wir lieben unseren Bürgermeister!“, kreischt eine Frau in der Menge, außer sich vor Freude; die anderen stimmen lautstark zu und schwenken somalische Fähnchen. „Er muss weitermachen! Er hat mehr verdient! Präsident soll er werden! Präsident!“

Mohamoud Ahmed Nur hat andere Pläne. Beim Abendessen nach dem Festival verrät er sie seiner Frau: „Die Olympischen Spiele in Mogadischu.“ Er nimmt lächelnd ihre Hand. „2028 oder 2035 – auf jeden Fall solange ich noch lebe.“

## Hungrige Gespenster

*Sie leben ohne Rücksicht auf ihren Körper. Aber nicht jeder Drogensüchtige stirbt jung. Was tut ein alter Junkie? Er geht nach Woodstock in Den Haag*

Friederike Ott, Süddeutsche Zeitung, 01.10.2011

Es ist wenig“, seufzt der Cowboy, legt den Stock, den er zum Gehen benutzt, beiseite und lässt sich auf einen Stuhl fallen. Er holt eine kleine Kapsel aus seiner Tasche und verteilt weißes Pulver mit einem kleinen Spachtel auf einem verspiegelten Glasblock. „Nur ein zehntel Gramm“, sagt er und leckt die Klinge ab, „aber besser als nichts.“ Es ist immer zu wenig für den Cowboy. Er stopft ein bisschen Asche in seine Pfeife, dann das weiße Pulver und zündet sie an. Er nimmt einen tiefen Zug und bläst den Rauch durch die Nasenlöcher wieder aus.

Der Cowboy ist 53 Jahre alt und wohnt in Woodstock, einer Senioreneinrichtung für Schwerstabhängige in Den Haag. Eigentlich heißt er Marcel Pronk. Die anderen Bewohner sagen, er sei der Einzige in Woodstock, der aussehe, als sei er damals beim großen Festival wirklich dabei gewesen, wie ein echter Woodstocker eben. Sie nennen ihn Cowboy, weil er seit 15 Jahren einen schwarzen Hut trägt, den er nur zum Duschen abnimmt. Vorn ist ein türkisfarbener Stein befestigt und hinten eine orange Feder. Seine Haare sind lang und fransig, sein Gesicht unrasiert. An den Fingern trägt er dicke, silberne Ringe, seine Füße stecken in schweren Cowboystiefeln. Seine Zähne sind weiß und gerade, er trägt ein Gebiss.

Dass er Crack in seinem Zimmer raucht, verstößt nicht gegen die Hausordnung von Woodstock. Die Einrichtung, gegründet 2009, duldet den Konsum harter Drogen, weil ihre Bewohner sowieso nicht mehr wegkommen davon. Genau wie der Cowboy sind sie alle seit Jahrzehnten abhängig und nicht therapierbar. Sie leben in Woodstock, weil es für sie keine Hoffnung mehr gibt, weil sie unheilbar suchtkrank sind. Hier bekommen sie ein kleines Apartment, regelmäßige Mahlzeiten und medizinische Aufsicht. Der Arzt verschreibt ihnen Methadon – einen Heroinersatz –

Beruhigungsmittel und Vitamine. Mit dem Projekt soll der Schaden gering gehalten werden, für die Bewohner selbst, aber auch für die Bürger draußen, denn Drogenabhängige begehen fast immer Straftaten, um an Stoff zu kommen. „Die Polizei ist froh, dass es uns gibt“, sagt Nils Hollenborg, der Psychiater, der die Patienten medizinisch betreut. „Die Kriminalität hat deutlich abgenommen.“

Wer in Woodstock leben will, muss belegen können, dass sein Leben nicht mehr zu retten ist. Er muss mindestens zehn Jahre abhängig von harten Drogen sein, mehrere erfolglose Therapien hinter sich haben, obdachlos und mindestens 45 Jahre alt sein. Das ist jung für ein Seniorenheim, doch die Körper Drogenabhängiger altern schneller. Ein 45-Jähriger, der seit 30 Jahren Drogen nimmt, ist in der Verfassung eines 60-Jährigen. So ein Körper hat Leberprobleme oder HIV, und der Geist leidet unter Vergesslichkeit.

Cowboys Apartment liegt im vierten Stock und hat die Nummer 9. An der Tür steht auf einem selbstgemalten Schild: „Musik und Kunst sind willkommen, Lärm und Gewalt nicht.“ Cowboys Leben ist in etwa 20 Quadratmeter gestopft: ein Fahrrad, leere Jack-Daniel's-Flaschen, Skulpturen, mehrere Gitarren, Verstärker, ein Strauß Plastikblumen. Der schmutzige, orange-rote Teppichboden ist mit Krempel übersät. „Ich habe aufgeräumt“, sagt der Cowboy und legt eine Frank-Zappa-CD ein. Er zeigt auf eine Buddhafigur über seinem Bett. „Ich mag Buddhismus. Ich habe Respekt vor anderen. Ich werde nie aggressiv.“

Der Cowboy wohnt seit knapp zwei Jahren in Woodstock. Zweimal ist er rausgeflogen, weil er sich nicht an die Regeln gehalten hat. Einmal hat er einem anderen Patienten seinen Stock an die Kehle gedrückt, weil der ihm Geld schuldete. „Ich habe gesagt, er hätte noch zwei Stunden zu leben, wenn er die Kohle nicht herausrückt.“ An die zweite Sache kann er sich, wie an so vieles, nicht mehr erinnern. „Ich weiß nur noch, dass es nicht richtig war.“

Vor vielen Jahren war der Cowboy Restaurator, wie sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater. Er restaurierte Stühle aus der Ming-Dynastie. Er verdiente gut. Sogar Stiefel aus weißem Kobraleder konnte er sich leisten. Er holt ein Fotoalbum hervor. Darauf ist er auf Wasserskiern zu sehen, sportlich und durchtrainiert. „Da war



ich 24“, sagt er. „Ich hatte eine tolle Freundin, wir wollten Kinder.“ Dann übernahmen die Drogen die Kontrolle über sein Leben. „Sie machen alles kaputt“, sagt er. „Alles, außer Kunst.“

Er nimmt seine Lieblingsgitarre, eine schwarze Gibson, und begleitet Frank Zappa mit einem wilden Gitarrenriff. Er trifft kaum einen Ton. Dann legt er das Instrument wieder hin.

Dass der Cowboy in Woodstock wohnen kann, einer Einrichtung des privaten Klinikbetreibers Parnassia, hat er der niederländischen Pflegeversicherung zu verdanken, die für seinen Aufenthalt zahlt. „Wären die Bewohner draußen, würden sie im Knast landen, und das wäre erheblich teurer für den Staat“, sagt Psychiater Hollenborg. Es sei ein ständiges Abwägen zwischen begrenzen und zulassen. „Wir wissen, dass wir die Patienten nicht von den Drogen abhalten können.“

Woodstock ist krass, aber ehrlich. Ein Altersheim für Drogensüchtige zeigt, dass ein Land die Wirklichkeit angenommen hat. In Deutschland ist eine solche Einrichtung nicht denkbar, noch nicht jedenfalls, denn auch hier berührt der Umgang mit Drogenabhängigen seit einiger Zeit die rechtlichen Graubereiche. So werden etwa Konsumräume, in denen Abhängige Drogen nehmen und mit sauberen Spritzen versorgt werden, von der Polizei nicht kontrolliert. Statistiken belegen, dass die akzeptanzorientierte Drogenpolitik der vergangenen Jahre erfolgreich ist: In den Niederlanden, aber auch in Deutschland und anderen europäischen Ländern steigt die Lebenserwartung von Schwerstabhängigen. In den Niederlanden ist die Zahl der Drogentoten, die über 35 Jahre alt sind, von 22 Prozent in den späten achtziger Jahren auf 66 Prozent Anfang dieses Jahrtausends gestiegen.

Ginny Alexander wäre ohne Hollands Drogenpolitik vielleicht schon tot. Sie sitzt im Aufenthaltsraum von Woodstock, raucht eine Zigarette und wippt mit den Beinen. Sie hat lange, blonde Haare und Augen, die grün leuchten. Doch die Vergangenheit hat sich in ihren Körper gefressen, er ist übersät mit Krusten. Sie darf in der Einrichtung wohnen, obwohl sie erst 43 ist, die Jüngste hier. Bei ihr zählt der kaputte Körper mehr als das tatsächliche Alter. Ginny könnte, wie jeder Bewohner von Woodstock, kleine, gemeinnützige Arbeiten verrichten, um sich etwas Geld für die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Drogen hinzuzuverdienen. Sie könnte an der Rezeption sitzen und das Telefon bedienen oder den Bürgersteig von Hundekot säubern. Maximal 30 Euro würde sie so pro Woche verdienen. Aber 30 Euro pro Woche reichen nicht für das Crack, das sie jeden Tag raucht. Eine Portion kostet 20 Euro, und Ginny raucht fünf bis sieben Portionen pro Tag. Morgens geht sie deshalb betteln vor einem Supermarkt, abends geht sie auf den Strich. So macht sie im Schnitt 150 Euro am Tag. Wenn Ginny etwas Geld übrig hat, kauft sie Blumen für ihr Apartment.

Die Heimleitung duldet ihren Job, sie muss sich dabei allerdings mindestens 150 Meter von Woodstock entfernen und darf Männer nicht mit auf ihr Zimmer nehmen. Zweimal hat sie die Regeln gebrochen, und zweimal flog sie deshalb für drei Tage raus. Freier, Dealer und Gewalt sind in Woodstock streng verboten.

Ginny hat es ein paar Mal mit Entzug probiert. Aber es ging nur gut, solange sie die Klinik nicht verlassen durfte. Sobald sie draußen war, nahm sie wieder Drogen. Ein Kunde will ihr heraushelfen aus diesem Leben, er hat ihr angeboten, in der Garderobe einer Disco zu arbeiten. Mit Trinkgeld könnte sie 100 Euro in einer Nacht machen. Heute sollte ihr erster Einsatz sein. Während sie das erzählt, fallen ihr immer wieder fast die Augen zu. Sie müsste längst aufgebrochen sein, aber sie bleibt sitzen. Dann geht sie auf ihr Zimmer. Zwei Stunden später eilt sie mit roten Lippen, Minirock und Stiefeln an der Rezeption vorbei in die Nacht.

Am nächsten Morgen, um kurz vor halb sechs, während Den Haag noch schläft, erwacht Woodstock langsam. Kayleigh, eine junge, dicke Frau in einem pinken Kleid, öffnet den Lagerraum und füllt drei Paletten Dosenbier in einen kleinen weißen Schrank mit Fächern. Viele Bewohner konsumieren neben illegalen Drogen auch Alkohol, weil es ein billiger Rausch ist. Sie lassen sich ihr Bier vom Personal aushändigen, weil sie sonst unkontrolliert trinken würden. Ein Mann, der aussieht wie Mick Jagger, nur jünger und fertiger, holt sich ein Bier. Auf seinem Stirnband steht „I love life“. Er ist spät dran heute. Sonst kommt er oft schon zwischen zwei und vier Uhr nachts.

Von den 33 Bewohnern sind fünf zu Alkoholikern geworden. Bei den Junkies sind sie verpönt, weil sie laut sind, aggressiv und noch kaputter als sie selbst. Steigt

jemand in Woodstock von harten Drogen auf exzessiven Alkoholkonsum um, ist das ein Rückschritt. Der Alkohol schädigt den Körper stärker, als es Heroin tut.

Um zehn vor sechs kommen die ersten herunter in den Aufenthaltsraum, wo ein Billardtisch und eine Jukebox stehen. Harte Drogen sind hier verboten. Es ist noch dunkel und riecht nach Zigarettenrauch. Hinter dem Empfangstresen hängt ein nachgemaltes Andy-Warhol-Bild von Marilyn Monroe. Ihre Augenlider hängen noch tiefer als auf dem Original. Die Bewohner steuern unruhig auf die Rampe zu, die zum Medizinraum führt. Wie hungrige Gespenster warten sie darauf, dass es sechs Uhr wird und Kayleigh mit der Methadonabgabe beginnt. Am Tag fällt es ihnen schwer, Termine einzuhalten, aber für den Termin morgens um sechs brauchen sie keinen Wecker. Sie werden wach vom kalten Schweiß, vom Zittern und von den Schmerzen.

Die Drogen geben den Takt in ihrem Leben vor, auf den Entzug ist Verlass, er ist immer pünktlich. Wie eine unsichtbare Hand schiebt er die schlurfenden Gestalten die Rampe zum Medizinraum hoch.

Oben steht Kayleigh vor einem weißen Regal mit Fächern, auf denen die Namen der Patienten geschrieben sind. In jedem Fach liegt ein Spender mit in Plastik eingepackten Pillen. Fünf Päckchen bekommt jeder Bewohner pro Tag. Morgens, mittags, nachmittags, abends und nachts. Dazu brauchen die meisten Asthmasprays, weil das Crack ihre Lungen zerstört hat. Alle Fächer sind gleich groß, nur eines ist größer als die anderen, es gehört Ginny. Nacheinander kommen die Geister in den Raum, nehmen einen weißen Plastikbecher, füllen Wasser hinein und spülen wortlos ihre Pillen hinunter. Dann schlurfen sie die Rampe hinunter und verschwinden in ihren Zimmern, um weiterzuschlafen. Ginny ist nicht dabei.

Der Cowboy will jetzt noch nicht schlafen. Er sitzt auf einem Sessel im Aufenthaltsraum und trinkt einen Kaffee aus einem weißen Plastikbecher. Er will seinen Tag beginnen, der aus mindestens einem halben Gramm Crack besteht, dazu Heroin und 180 Milligramm Methadon, das er von den Ärzten bekommt. Seit 41 Jahren nimmt er Drogen. Mit zwölf probierte er Opium, drei Wochen später nahm er Heroin, dann LSD. Die meisten seiner Freunde sind heute tot. Aufhören will er nicht.

„Ich liebe Drogen“, sagt er. „Deshalb habe ich ja auch angefangen damit.“ Nur dass er Zigaretten raucht, stört ihn.

Der Cowboy holt ein Bild aus seinem Portemonnaie. „Das sind meine Eltern“, sagt er. „Ich bin sehr stolz auf sie.“ Der Vater ist 84, die Mutter 79. Seit 57 Jahren sind sie verheiratet und leben allein in einer großen Wohnung in Den Haag, nicht weit von Woodstock, vom Altersheim ihres Sohnes. Sein Vater sage manchmal zu ihm, ‚Hey, alter Mann‘, erzählt der Cowboy. „Er ist in einer besseren Verfassung als ich. Ich fühle mich manchmal wie 90.“ Nachher, sagt er, gehe er vielleicht zu seinen Eltern. Seine Mutter hat ihn zum Essen eingeladen. „Außerdem müssen ein paar Hosen von mir repariert werden.“ Dann ist er doch müde und geht wieder ins Bett.

Um 6.30 Uhr kommt Charles Matla in den Besprechungsraum. Er ist Chefbetreuer in Woodstock, 49 Jahre alt, sein Kopf ist kahlrasiert, sein schwarzes Hemd etwas aufgeknöpft, in der Hand hält er eine Zigarre. Um seinen Hals hängt eine Kette aus Gold. 22 Jahre lang war er Anstreicher, seit zehn Jahren arbeitet er mit Drogenabhängigen. Er leitet das Team von insgesamt 18 Betreuern, unter ihnen drei ehemalige Drogensüchtige, der Koch gehört dazu. Sie können besser verstehen als andere, wie es ist, ein Junkie zu sein. Sie wissen, dass die Bewohner keine Freunde werden können, weil sie jeden Tag versuchen, den anderen auszunutzen, um selbst mehr Drogen für sich zu haben. Sie wissen, wie einsam sich ein Junkie in einer Gemeinschaft von Süchtigen fühlen kann.

Kayleigh berichtet der Runde, was in der Nacht passiert ist. Sie musste Ron, einen Alkoholiker, wieder von der Straße holen, er kann sich nicht daran gewöhnen, in einem Bett zu schlafen. Ansonsten war es ruhig.

Matla zieht an seiner Zigarre und bläst den Rauch in den Besprechungsraum. „Die Bewohner sind früher fast alle kriminell gewesen“, erzählt er. „Banküberfälle, Diebstahl, Mord. Drogensüchtige tun alles, um an ihren Stoff zu kommen.“ Doch seit sie hier wohnen, sagt Matla, sei es deutlich weniger geworden. Dennoch verschwinden immer wieder Sachen in Woodstock: Zucker, Kaffee, Teller, Gabeln, auch Hühnerfleisch und Käse haben die Bewohner schon mitgehen lassen, um es

einzutauschen gegen Drogen. Im Rotlichtviertel in der Doublet Straat verkauften sie das Klopapier aus Woodstock an die Prostituierten.

Am Nachmittag ist Ginny zurück in Woodstock. Sie hatte eine schlechte Nacht. Ein Kunde war nicht zufrieden und sagte immer wieder, sie müsse sich ihr Geld erst verdienen. Am Schluss zahlte er nicht, und Ginny strauchelte durch die Nacht.

Ginny ist von ihrem Vater missbraucht worden, vom ersten Freund wurde sie schwanger, da war sie 21. Der zweite brachte sie an harte Drogen und hängte sich später mit seinen Schnürsenkeln auf. Sie verlor das Sorgerecht für ihren Sohn und sah ihn nie wieder. Sie kam in die Psychiatrie und fing an, als Prostituierte zu arbeiten. Sie verlor ihre Wohnung, im Winter ging sie mit Männern ins Bett, um einen Schlafplatz zu bekommen. Oft landete sie wieder mitten in der Nacht auf der Straße. Sie raucht Crack, um den Schmerz zu betäuben. „Täte ich das nicht, müsste ich nur weinen“, sagt sie.

Ginny möchte ein Leben ohne Drogen leben. „Ich möchte einen Computerkurs machen und Sekretärin werden“, sagt sie plötzlich. „Ich will etwas aus meinem Leben machen.“

Sie raucht und redet, beides immer schneller. Mit jedem Satz, den sie sagt, scheint ihr Leben leichter, hoffnungsvoller zu sein. „Gleich morgen“, sagt sie, „mache ich einen Termin bei der Heimleitung. Ich werde immer weniger Koks rauchen und irgendwann aufhören.“

Und dann? Sie steht am Fenster, sieht hinaus, plötzlich ist das Tempo wieder aus der kleinen, verkrusteten Frau gewichen. Wenn sie wirklich irgendwann keine Drogen mehr nimmt, sagt sie, dann muss sie hier ausziehen. Dann wäre sie frei, aber auch verloren. „Ich glaube, ich kann gar nicht allein wohnen“, sagt sie und zündet sich eine Zigarette an.

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Warum starb Omar Mamani?

*Indigene Justiz in Bolivien*

Roland Schulz, Geo, 01.07.2012

Er war allein, als er den Schrei hörte. Es waren drei Worte. Sie bedeuteten den Tod. Dies war nicht sein Viertel, er war fremd hier. Die Stimme gellte die Straße entlang, drei Worte, immer die gleichen drei Worte. „Ratero, ratero, vos eres ratero.“ Dieb, Dieb, ein Dieb bist du. Sie griffen sich ihn in der Calle Narciso Campero, einer der wenigen gepflasterten Straßen dieser Gegend. Es war ein Dienstag im Februar, Viertel vor fünf am Nachmittag. Die Straßen von Alto de la Alianza, einem Armenviertel im Schatten des Flughafens von La Paz, Bolivien, lagen fast leer. Wer Arbeit hatte, arbeitete. Wer keine hatte, war welche suchen. Bislang hatten nur die nächsten Nachbarn auf die Rufe reagiert. In den Akten der Polizei wurde später festgehalten: allesamt Frauen. Sie umstellten ihn. Sie nahmen, was zur Hand war, darunter eine leere Flasche, und schlugen auf ihn ein. Er wehrte sich nicht. Bald waren auch die Männer des Viertels da.

„Wir haben nur Gerechtigkeit geübt“, sagt Juan Pablo Gonzales, beschuldigt des Mordes an Omar Mamani, den sie einen ratero schimpften.

„Sie haben das Gesetz in ihre eigenen Hände genommen“, sagt María Mamani, Mutter eines getöteten Sohnes.

Die Männer bauten sich auf, eine Mauer aus Menschen. In ihrer Mitte, vor aller Augen bezichtigt, der Dieb. Er blieb nicht lange auf den Beinen. Sie schlugen ihn, und als ihn die Schläge zu Fall brachten, holten sie Schwung und traten in seinen Leib. Sie schrien ihn an, wo seine Beute sei und wo seine Kumpane. Er antwortete nicht. Sie rissen ihn hoch, um ihn zu durchsuchen. Er hatte einen Beutel trocken Brot bei sich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

und eine Tüte Milch, wie sie für Schulspeisung verwendet wird. Man betrachtete dies als Beweis, der Schuft habe auch Schulkinder ausgeraubt. Ein Ruf wurde laut. Einen Strick, wer hat einen Strick?

„In diesem Viertel verteidigst du dich selbst, oder die Verbrecher bringen dich um. So einfach ist das“, sagt Juan Pablo Gonzales, 30 Jahre, Busfahrer und Beschuldigter im Fall M.P. 0606/09, versuchter Totschlag im Verbund mit anderen. „Ganz Bolivien spricht nur noch über Gerechtigkeit. Aber bitte – wo ist sie denn, die Gerechtigkeit?“, sagt María Mamani, Mutter des Toten, 47 Jahre, Tuchhändlerin, Nebenklägerin im Verfahren gegen Juan Pablo Gonzales und Komplizen.

Auf die Schnelle war kein Strick aufzutreiben. Aber ein Knüppel. Die Menge war auf 50 Menschen angewachsen, darunter der Anführer der Nachbarschaftsvereinigung. Er gab Befehl, den Dieb auf die anliegende Plaza 26 de Mayo zu schaffen, einen Platz mit Fußballfeld, Schaukel und Fahnenmasten. Erregung erfasste die Menge. Die Plaza, das bedeutete: Justicia Comunitaria, Gemeinschaftsjustiz.

„Justicia Comunitaria, das ist eine Art, Recht zu sprechen“, sagt Juan Pablo Gonzales. Er sitzt in seinem Bus, einem alten Dodge, an dessen mit Aufklebern übersäten Fenstern das Symbol von Yin und Yang in Flammen aufgeht.

„Justicia Comunitaria ist in meinen Augen Lynchjustiz“, sagt María Mamani. Sie sitzt im alten Zimmer ihres Sohnes, in dem sie nun immer näht; zu ihren Füßen ein durchsichtiger Sack aus Plastik, mit verkohlter Kleidung gefüllt.

Mehr und mehr Menschen kamen, angelockt von der Aussicht, einen Verbrecher zu strafen. Vergeltung dieser Art wird in den Armenvierteln von El Alto häufig geübt, aber in Alto de la Alianza lag der letzte Fall Jahre zurück. Damals nannte sich der Staat Bolivien noch Republik, und die Verfassung verbot jede nicht von staatlicher Seite ausgeübte Gerichtsbarkeit. Aber es war Gewohnheit, in ländlichen Gemeinden Streit nach Sitte der Ahnen zu schlichten: durch das Urteil der traditionellen Autoritäten. Wer in die Städte zog, nahm dieses Rechtsverständnis mit sich, auch wenn es dort keine alten Autoritäten gab. Während das Recht der Ahnen auf dem Land



weiter wirkte, verwilderte es in den Städten zu Selbstjustiz. Deren Symbol waren Puppen, die von den Strommasten hingen, um Verbrecher abzuschrecken. Von Staats wegen blieben alle diese Arten der Justiz verfemt, man sprach abschätzig von indigenem Gewohnheitsrecht, Justicia Comunitaria. Jetzt aber war die Situation eine andere.

„Unsere Justiz hat jetzt ihren eigenen Rang bekommen“, sagt Isabel Ortega, Ministerin für Indigene Justiz. Ihre Amtskleidung ist Rock und Hut und Schultertuch, die alte Tracht ihres Volkes, der Aymara.

„Bolivien ist jetzt praktisch ein Staat ohne Gesetz“, sagt Eduardo León, Anwalt der Mutter, sein Anzug ist grau, seine Krawatte ist grau, sein Siegelring golden.

Dienstag, 10. Februar. In den Herzen der Menschen von El Alto hallten die Worte nach, die der bolivianische Präsident Evo Morales ihnen zugerufen hatte: Es lebe die neue Verfassung, es lebe das neugeborene Bolivien! Diese Verfassung, im Jahr 2009 mit Pomp und Parade in Kraft gesetzt, kannte keine Republik Bolivien mehr, sondern sprach von einem plurinationalen Staat, der seinen indigenen Völkern die Rechte zugestand, die ihnen so lange vorenthalten worden waren: Kultur, Land, Sprache. Und, Artikel 179, Absatz II: die Gleichstellung der indigenen Gerichtsbarkeit mit der staatlichen Justiz.

„Ama suwa. Ama llulla. Ama qhilla“, sagt Isabel Ortega, Ministerin des neugeborenen Bolivien, schlägt ein Tuch über ihren breiten Schreibtisch, streut Kokablätter darauf. „Sei kein Dieb. Sei kein Lügner. Sei kein Taugenichts. So sagen es die Prinzipien.“ Ihre Finger fahren durch die Blätter. „So besinnen sich unsere Richter. Sie sind immer zu zweit, Mann und Frau, Mallku und Mama Talla. Unsere Rechtsprechung ist alt. Sie ist älter als die Justiz, die mit den Spaniern kam.“

„Was sagt das Gesetz?“, fragt Eduardo León, Doktor der Rechte, zieht die neue Verfassung aus dem Regal, zitiert Artikel 190ff: Jedes indigene Volk hat das Recht auf eigene Gerichtsbarkeit. Dann schlägt er Artikel 5 auf, Amtssprachen sind folgende indigene Idiome: Aymara, Araona, Baure, Bésiro, Canichana, Cavineño, Cayubaba, Chácobo, Chimán – „und das ist nur bis Buchstabe C. Hier stehen 36 Sprachen. Das

sind 36 divergierende Vorstellungen von Recht. Wir leben jetzt in einem Chaos der Gerichtsbarkeiten.“

Auch die Menschen in Alto de la Alianza feierten die Verfassung. Sie wussten wenig mit jenen unbestimmten Artikeln über indigene Gerichtsbarkeiten anzufangen. Es war egal. Sie erlebten einen historischen Moment! Die Stadt schwirrte vor Erregung. Es war Dienstag, 10. Februar. Justicia Comunitaria stand jetzt in der Verfassung. Und auf der Plaza 26 de Mayo krümmte sich ein Dieb.

„Der Vorteil: Wo die normale Justiz Jahre braucht, schafft die Justicia Comunitaria in Minuten Gerechtigkeit“, sagt Juan Pablo Gonzales, der Busfahrer.

„Das Schlimmste? Mein Sohn hat sich die Spitze seiner Zunge abgebissen, so stark waren die Schmerzen“, sagt María Mamani, Mutter von sechs Kindern.

## Gerechtigkeit in ein paar Minuten?

Es war fast fünf Uhr am Nachmittag. Wie ein Wulst umschloss die Menge die Fahnenmasten auf der Plaza. Zu ihren Füßen lag der Dieb. Bewusstlos. Zwei Zeugen schilderten später, ein einzelner Mann habe dann wie von Sinnen auf Körper und Kopf des Diebs eingeschlagen, jeden Hieb mit einem Schrei begleitend: Rede! Rede! Rede! Der Busfahrer von Linie 501, Juan Pablo Gonzales.

„Es ist einfach“, sagt Juan Pablo Gonzales, Teilhaber der Transportgesellschaft Heiliger Christophorus. „Wenn es zu Justicia Comunitaria kommt, versammeln wir uns. Wenn ein Nachbar sagt, der ist ein Dieb, dann ist er ein Dieb.“

„Welcher Dieb ist so dumm, am Ort des Diebstahls stehen zu bleiben?“, ruft María Mamani, Besitzerin eines Handkarrens, von dem sie ihr Tuch verkauft. „Wenn mein Sohn ein Dieb gewesen wäre, er wäre doch geflohen! Wie können sie sagen, er ist ein Dieb?“

„Das ist ein Votum des Vertrauens“, sagt Juan Pablo Gonzales. „Es gibt keinen Grund, einem Nachbarn nicht zu glauben. Dieser Mamani, der hatte meine Freundin mit einem Messer bedroht und Geld geraubt.“

„Zeigt mir die Dinge, die er geraubt haben soll!“, ruft María Mamani. „Zeigt mir das Messer! Zeigt mir das Geld! Wo ist es? Die Polizei hat nichts gefunden!“

Kurz nach 17 Uhr knackte das Funkgerät, und ein knapper Befehl der Zentrale klang durch den Jeep mit dem Rufzeichen N-6, einer Einheit der Funkstreife El Altos. Der Empfang war schlecht wie immer: N-6, N-6, ein RP-17, ein RP-17, kommen. Das Kürzel RP-17 bedeutet: verdächtige Person. Ein in der Praxis kaum benötigter Code, da El Alto keine Stadt ist, in der die Polizei auf die Meldung verdächtiger Personen hin ausrückt. Es gibt neun funktionstüchtige Streifenwagen für knapp eine Million Einwohner. Die Polizisten sind deswegen dazu übergegangen, RP-17 als Code für Fälle von Lynchjustiz zu verwenden. Die Beamten wissen, auf Polizeifunk hören alle mit. Besser, man verschlüsselt manche Fälle. Ein RP-17 bedeutet der Erfahrung nach, einem Mob von 100 Personen und mehr gegenüberzutreten. Mit Absicht gab die Zentrale das Ziel über Handy durch: Dritter Distrikt, Alto de la Alianza, angeblich auf der Plaza, Notruf anonym.

„Der Anruf kam von einem der zwei späteren Zeugen“, sagt Gonzalo Huanca, Ermittler der Mordkommission. Sein Oberkörper steckt in einer schweren schwarzen Jacke, vorn das Holster, hinten fünf fluoreszierende Buchstaben: FELCC. Kriminalpolizei. Er lacht bitter. „Manchmal rufen sie uns noch an.“

Wenig später ging ein zweiter Notruf ein, eine Frau zeigte einen Raubüberfall an. Sie gab an, in Alto de la Alianza zu wohnen, an der Plaza. Die Zentrale entsandte einen zweiten Wagen, RP-17, Gefahr der Eskalation. Einheit N-4 rückte aus.

„Die Leute sagen, sie glauben nicht mehr an die Justiz“, sagt Gonzalo Huanca, 30 Jahre, drei davon in der Mordkommission. „Sie wollen, dass die Strafe schnell ist, direkt und vor allem hart. Dann schnappen sie einen, den sie für einen Dieb halten.“ Er öffnet eine Akte, blättert ein paar Fotos hin. „Und irgendetwas fängt an.“

Es war Viertel nach fünf. Um die Schmerzensschreie des Diebes zu stoppen, stopfte man einen Stoffetzen in seinen Mund. Das Gerücht ging um, die Hundertzehn werde gleich hier sein. So nennen sie die Funkstreife. Es ist nicht klar, wer in diesem Augenblick die Wortführer der Menge waren. Sicher ist, dass sich in die Erregung des

Mobs ein Gefühl der Eile mischte. Angeblich kam es zu einer hastigen Abstimmung. Dann leerte eine junge Frau eine Flasche Brennspritus über Beine, Oberkörper, Arme und Gesicht des Diebes. In diesem Augenblick erreichte Streifenwagen N-6 die nördliche Ecke der Plaza. Es war eine alte Witwe, die das Streichholz anriss.

In dem Verschlag, den er Büro nennt, sitzt der Ermittler Gonzalo Huanca, Bilder vor sich, über die er mit seiner Frau, seiner Familie, seinen Freunden nicht sprechen kann. Stumm schiebt er die Fotos über den Tisch.

„Ich weiß, was Sie denken“, sagt Ramiro Molina, der seine Heimat Bolivien erst als Philosoph zu begreifen suchte und dann als Wissenschaftler. Er ist Direktor des Museums für Ethnographie in La Paz. Nur wenige verstehen die Vielfalt der indigenen Völker Boliviens so gut wie er. „Ich kenne die Vorurteile, die jeder Lynchmord hervorruft“, sagt er. „Aber dabei wird etwas übersehen.“

## Flammen am Fahnenmast

Kaum abgesehen, sah sich Streife N-6 einer tobenden Menge gegenüber. Sie bahnten sich ihren Weg zu den Fahnenmasten. Aber es dauerte, die Flammen zu ersticken. Erstaunt stellten die Polizisten fest, dass das Opfer bei Bewusstsein war. Sie hörten den jungen Mann eine Adresse sagen. Es klang wie auswendig gelernt. Auch fielen den Polizisten die gekrümmten Finger auf. Es sah aus, als sei der Mann verkrüppelt gewesen.

„Aufgrund der Aggressivität der Menge zogen sich die Beamten zurück“, sagt Gonzalo Huanca, die Einsatzprotokolle in der Hand. „Niemand zeigte einen Raub an. Niemand machte eine Aussage über die angebliche Tat des Opfers.“

„Was ist indigene Justiz?“, fragt Ramiro Molina. Er sitzt in seinem Museum, alte Mauern, gefüllt mit Boliviens Vergangenheit: Masken, Federschmuck, Keramik. „Sie ist ein Rechtssystem. Was macht ein Rechtssystem aus?“ Seine Gedanken sezieren die Frage, das ist sein Feld, politische Philosophie, angewandt auf die alten sozialen Strukturen der Anden. „Autoritäten, die legitimiert sind. Normen, die bekannt sind.“

Verfahrensweisen für die Lösung von Konflikten. Und Sanktionen. Alle diese Merkmale besitzt die indigene Justiz – allerdings anders, als wir es gewöhnt sind.“

Mit Blaulicht brachte Streifenwagen N-6 das Brandopfer ins Hospital Boliviano Holandés, dabei seine dürren Daten per Funk durchgebend: Opfername Omar Mamani, Alter geschätzt Anfang 20.

„Ich habe es gespürt, das Herz einer Mutter spürt das“, ruft María Mamani. Sie weint. „Mein Sohn! 26 Tage fehlten noch, 26 Tage, dann hätte Omar Geburtstag gehabt.“

„Ja, klar habe ich mitbekommen, dass sie den Typen verprügelt und verbrannt haben“, sagt Juan Pablo Gonzales, Busfahrer der Linie 501. Er lächelt. „Ich war da aber nicht beteiligt. Ich habe Zeugen.“

In seinem Büro sitzt Ramiro Molina, im Rücken moderne Kunst, im Blick die alte Rechtskultur der Anden. „Grundlage für Gerechtigkeit ist die Gemeinschaft“, sagt er. Seine Gesten zeichnen das Bild einer indigenen Gemeinschaft, wie sie in den Anden Ayllu genannt wird: klein, familiär, vertraut – vielleicht ein Dorf, vielleicht die Menschen eines Tals.

Jeder in dieser Gemeinschaft kann und wird einmal ihr Oberhaupt und damit auch ihr Richter sein: Alle Macht fällt in der Person des Mallku zusammen – doch diese Macht rotiert durch die Gemeinschaft, Jahr für Jahr. Was erlaubt und was verboten ist, wird von Generation zu Generation weitergegeben. Beim Verstoß gegen diese Gesetze kommt die gesamte Gemeinschaft zusammen, um über die Konsequenzen zu beraten.

„Eine Gemeinschaft, in der jeder die Tat und ihre Auswirkungen sehen kann, in der jeder den Beschuldigten und seine Geschichte kennt“, sagt Ramiro Molina.

„Interessant ist daher das Verständnis von Konfliktlösung: Es geht um eine aussöhnende Lösung, die das Gleichgewicht in der Gemeinschaft wiederherzustellen versucht.“ Er spricht bedacht und konzentriert, seine Stimme leise.

„Wichtig ist der Maßstab: Das sind juristische Akte, die sich in kleinen Gemeinschaften abspielen. Aber manche Dörfer, die vor 30 Jahren 1000 Einwohner

hatten, haben nun 10 000. In den urbanen Übergangszonen und Städten kann man aber schlecht von indigener Justiz sprechen – es gibt die dafür nötige Gemeinschaft kaum“, sagt Ramiro Molina. „Diese Lynchfälle – sie sind gerade keine indigene Rechtsprechung. Das wissen in Europa aber nur wenige.“

Als der zweite Streifenwagen N-4 an der Plaza ankam, zerstreute sich die Menge. Das Polizeiprotokoll verzeichnet anhaltend aggressives Verhalten gegenüber den Einsatzkräften. Die Polizisten stellten fest, dass der zweite Notruf von der Geliebten eines Juan Pablo Gonzales kam. Sie gab an, von zwei Männern mit Messern bedroht und beraubt worden zu sein, als sie sich allein im Haus aufhielt. Sie habe sich losreißen können und kurze Zeit später einen der Diebe auf der Straße erkannt. Sie habe geschrien: Dieb, Dieb. Dann sei sie in Ohnmacht gefallen. Eine Durchsuchung erbrachte, im Haus des Gonzales gebe es keine Anzeichen eines Raubes. Der Staatsanwalt leitete Ermittlungen gegen Unbekannt ein. Vorwurf: versuchter Mord.

„Das ist der größte Witz“, sagt Juan Pablo Gonzales, der Busfahrer. „Sie sagen, wir sind die Schuldigen. Welche Beweise haben sie denn?“

Die Ärztin im Hospital Holandés weigerte sich, Omar Mamani aufzunehmen: Das Krankenhaus habe keine Station für Brandverletzungen. Omar Mamani lag 25 Minuten auf dem Boden vor der Tür der Notaufnahme. Dann verlegten sie ihn. Hospital de Clínicas, im nahen La Paz, Abteilung Plastische Chirurgie und Verbrennungen. Als seine Mutter am Abend zu ihm vorgelassen wurde, sagten die Ärzte, sie müsse nun stark sein. Sonst sagten sie nichts. Bei der Aufnahme hatte der Arzt, als es ans Abschätzen der verbrannten Hautfläche ging, den Vordruck gar nicht erst ausgefüllt, sondern nur schnell die Silhouette eines Menschen schwarz schraffiert. Omar Mamani bekam Bett neun, Erstdiagnose: Verbrennungen II. und III. Grades im Gesicht, auf Hals, Brust, Bauch, Ober- und Unterarm, Leistengegend, Schenkel, Knien und Genitalien, Haut beider Hoden geplatzt. Man gab der Mutter ein Bündel Rezepte.

„Er warf den Kopf hin und her, er konnte nicht mehr sprechen“, weint María Mamani, die Mutter. „Ich habe seine Stimme nie mehr gehört.“

Da alles Ersparte in der Apotheke nicht reichte, machte María Mamani Schulden, Zinssatz 27 Prozent. Die Ärzte schickten sie Cloxacillin kaufen, in der Klinik dann Ringer-Lactat-Lösung, Ketorolac, Dexamethason, die Ärzte fragten sie nach Vorerkrankungen. Da erzählte María Mamani, wie ihr Sohn, als er ein Junge war, schlechtes Schweinefleisch gegessen hatte. Die Parasiten waren bis in Omars Gehirn gelangt. Der Junge, als Kind der beste Torwart des Viertels, wurde fahrig, bekam Anfälle, vergaß danach Weg und Ziel. Meist fand die Mutter ihn dann an einem Fußballfeld. Sie schärfte ihm ein, stets seinen Namen zu sagen und seine Adresse. Im Krankenhaus stellte man fest: Er hat Epilepsie.

Bedächtig legt der Anwalt Eduardo León drei Bücher auf seinen Schreibtisch, die Verfassung, das Strafgesetzbuch, die Strafprozessordnung. „Der Fall Omar Mamani“, sagt er, „ist nicht irgendein Fall von Lynchjustiz.“ Von der Wand blicken seine Idole, ein Ölbild Che Guevaras, ein Plakat der Beatles, die Eule der Göttin Athene. „Diese Tat ist exemplarisch.“ Er zieht eine Liste hervor. Jeder Absatz beschreibt einen Fall von Lynchjustiz in Bolivien, von 2006 bis 2009. Es sind 83 Fälle. Eine private Erhebung. Es gibt keine amtlichen Statistiken. Niemand weiß, wie viele Fälle es genau sind. „Aber immer, wenn ein Mob Exzesse verübt, versuchen die Täter danach, sich mit der Justicia Comunitaria zu rechtfertigen. Diese Regierung hat nicht nur die indigene Justiz legalisiert, sondern die Lynchjustiz gleich dazu.“

Mittwoch, 11. Februar. Patient 0107270, 17.45 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung erfolgreich. Donnerstag, 12. Februar. Patient 0107270, 14.08 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung erfolgreich. 14.35 Uhr. Atem- und Herzstillstand. Wiederbelebung nicht erfolgreich. Omar Mamani war tot. Er wurde 22 Jahre alt.

Schweigend lässt die Ministerin Isabel Ortega ihre Finger durch die Kokablätter fahren, sie sucht Worte, sie sucht Kraft. „Diese Selbstjustiz“, sagt sie, „darf nicht mit unserer Rechtsprechung verwechselt werden.“ In ihrem Rücken hängt das Symbol ihrer Macht, die vielfarbige Wiphala, Fahne der indigenen Völker Boliviens, davor das Porträt des Präsidenten, ein Aymara wie sie. „Indigene Justiz lyncht nicht“, sagt sie.

Sie erinnert sich an einen Fall, da ermordete ein Mann einen Widersacher. Sein Dorf entschied sich dagegen, die staatliche Justiz anzurufen und den Täter ins Gefängnis werfen zu lassen. Das Dorf hatte Sorge, noch mehr Zwietracht zu säen: Die Familie des Opfers wäre ohne Ausgleich, die Familie des Täters ohne Ernährer. Man verurteilte den Mann, acht Jahre für die Familie seines Opfers zu arbeiten und Frieden zu schwören. „Das ist die wahre indigene Justiz. Wir lehnen jede Form von Lynchjustiz ab. Jeder, der lyncht, muss vom Staatsanwalt angeklagt und von den Richtern verurteilt werden.“

María Mamani nahm den Leichnam ihres Sohnes mit sich, kleidete ihn in den Farben des Himmels und bahrte ihn in seinem alten Zimmer auf. Omar Mamani, Bürger eines neugeborenen Bolivien, wurde am 13. Februar in San Roque begraben, dem Dorf, aus dem seine Familie stammt. Dann sammelte seine Mutter seine Habseligkeiten und verbrannte sie, wie es die Ahnen verlangen. Sie wartet bis heute darauf, dass die Justiz Boliviens im Fall M.P. 0606/09 ein Urteil fällt.



## Nächte von Hama

*Das Militär schaltet den Strom ab, die Demonstranten bringen Fackeln mit: Junge Revolutionäre kämpfen gegen Assads Milizen. Sie haben Angst - aber geben nicht auf.*

Jonathan Stock, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 05.12.2011

Manhal tanzt. Er wollte ihn nicht, diesen Tanz, aber er bricht trotzdem aus ihm heraus, als ob es etwas Größeres gibt, was seine Füße durch die Pfützen lenkt, in der Nacht seines Aufstands. Die ihn sehen, staunen, weil Manhal gefoltert wurde, weil er verfolgt wird, weil er sich geschworen hat, nie wieder zu tanzen, nicht hier, in Hama, in diesem Viertel, in dieser Gasse, aus der er fliehen muss, in vier Minuten, vor den Schüssen der Milizen, die sie Geister nennen.

Manhal hat vorher die Straßen abgefahren, auf der Suche nach ihnen, damit er weiß, aus welcher Richtung sie diesmal kommen. Denn es ist sicher, dass sie kommen, weil sie immer kommen, weil immer einer redet. Er hat das Viertel bei der Moschee umrundet, wo die Demonstration stattfinden soll. Die Straßen klären, so nannte er es im Auto, mit einer Ruhe in seiner Stimme, als ob er Wurfsendungen verteilt.

Und tatsächlich standen sie dort unten, mit ihren Gewehren, bei den Checkpoints und schauten zu ihm hoch, wartend. Etwa 40 hatten sie schon festgenommen heute, vorsorglich. Die Straßen waren sonst leer, alle lauschten hinter den Vorhängen, was noch kommt heute Abend, bis auf die Kinder, die so tun, als führen sie aus Langeweile Rad, immer im Kreis, und die doch Schmiere stehen in der Dunkelheit für Manhal und die anderen, wenn er nicht mehr aufpassen kann.

Das Militär hat wieder den Strom abgeschaltet, weil sie wissen, dass sie demonstrieren werden. Und die Demonstranten haben Fackeln mitgebracht, weil sie wussten, dass das Militär den Strom abschaltet. Beide Seiten sind Routiniers geworden in diesem Krieg.

Es passt zu den Soldaten und es passt zu den Milizen, aber es passt nicht zu Manhal, diesem jungen, schlaksigen Mann mit der hohen Stimme, der abends in grauer Strumpfhose Thomas Hardy und Joseph Conrad zitiert, der davon träumt in Cambridge zu studieren, über den kurzgeschnittenen Rasen des Trinity College zu wandern, und sich danach mit einem dieser hölzernen Kähne den grünen Fluss entlangtreiben zu lassen.

Und der jetzt seit sechs Monaten mit fünf schnarchenden Männern in wechselnden Wohnungen auf einer Schaumstoffmatratze schläft, sich von gespendetem Kichererbsenmus ernährt, vor verhangenen Fenstern auf die Schreie draußen hört und seinen Eltern sagt, er könne nicht nach Hause kommen, er habe in letzter Zeit viel zu tun.

Seine Mutter erreicht ihn manchmal über Skype. Dann beschimpft sie ihn oder schmeichelt ihm, Hauptsache, er gehe nicht mehr raus, er habe doch schon seinen Teil getan. Sie sagt es nicht so, weil sie sich in den Jahren unter dem Regime von Baschar al Assad eine Vogelsprache angewöhnt haben und in Codes reden, in Andeutungen, zwischen den Zeilen, weil alle immer Angst haben, dass einer zuhört.

Sie sagt: „Du bist wieder bei dem Mädchen gesehen worden. Ihre Brüder sind sehr sauer.“ Dann lacht Manhal, weil er weiß, dass es kein Mädchen gibt, dass er überhaupt keine Zeit für Mädchen hat und gerade auch kein richtiges Interesse, und dass sie mit dem Mädchen die Demonstration meint. Und wenn sie ihn auffordert, nicht zu gehen, dann antwortet er: „Inshallah.“

Sie ahnt nicht, dass er es ist, der die Demonstrationen organisiert, dass er zum Herz des Widerstandes gehört in Hama, und dass er das Wichtigste in die Hände bekommt, mal unter der Zunge, mal woanders geschmuggelt: Die Speicherkarte der Kamera, die alles aufnimmt und deren Bilder sie hochladen können ins Internet, um zu zeigen, dass es noch einen Widerstand gibt in Hama, das sie noch da sind, trotz allem, trotz Ramadan, trotz der Panzer, trotz der Angst.

Das letzte Mal, als er eingesperrt war, hatte es 63 Tage gedauert. Sie hatten ihn morgens mitgenommen, nach dem Frühgebet hatte er sich noch einmal hingelegt, vielleicht war das der Fehler. Drei Leute waren sie im Haus, einer konnte fliehen,

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Manhal und der andere nicht. Es kommt dann immer überraschend, fiel ihm ein, obwohl man ja weiß, dass es irgendwann kommt. Er weiß das von seinem Vater und seinen drei Onkeln, die auch eingesperrt waren, 1982, bei dem letzten großen Aufstand. In Hama kennt jeder einen, der damals verschwand und nicht wiederkam.

63 Tage auf zehn Quadratmetern mit 40 Leuten. Immer müde, immer Angst. Zweimal am Tag auf Toilette, Schläge auf dem Weg hin, Schläge auf dem Weg zurück und nach zehn Sekunden wurde die Tür geöffnet, egal wie weit man war. Sie zogen Manhal den Nagel raus, mit einer Zange, am rechten Fuß, den zweitgrößten Zeh. Er spielte nicht den Helden, er unterschrieb alles, was sie wollten. Was ihn ärgert, bis heute, ist, dass die Wächter ihre Namen nicht richtig ablesen konnten. „Ungebildete“ schimpft er sie, eine seiner schlimmsten Beleidigungen.

Während er weg war, erzählten sie ihm später, lag sein Vater einfach nur auf dem Bett und schaute nach oben an die Decke. Die Mutter hatte noch Hoffnung, bis zuletzt. Obwohl sie nicht wusste, ob ihr zweitjüngster Sohn zurückkommt und, schlimmer noch, wo er eigentlich war. Manhal kam zurück. Und ein paar Tage später zog er wieder los.

Sein Lieblingszitat ist eines von Joseph Conrad aus „Herz der Finsternis“. „Du lebst, wie du träumst - allein.“ Er glaubt, dass die Leute in Hama wie die Eingeborenen in Conrads Novelle sind, geschunden von einem wahnsinnigen Elfenbeinlieferanten, der längst keine Glasperlen mehr zum Tauschen hat, aber dafür genug Patronen, um das Land zu kontrollieren. Der zur Abschreckung die Köpfe seiner Feinde auf Pfähle aufspießt, schwarz, vertrocknet, eingesunken, mit geschlossenen Augenlidern. Und der doch von seinem Stamm angebetet wird. „Mit diesem Mann spricht man nicht, man hört ihm zu“, zitiert Manhal.

„Wir lieben Dich, Bashar“ heißt es auf den Wänden der geschlossenen Läden in Hama, mit schwarzer Farbe gesprüht. „Ja zu Bashar“, „Wir sind die Männer Assads“, „Assad oder keinen“. Am Morgen haben Manhal und seine Freunde im Keller ihre eigenen Schilder gebastelt. „Ihr wollt Assad oder keinen? Dann nehmen wir keinen.“

Manhal schmuggelt Medikamente in geheime Feldlazarette, in Garagen oder in Hinterzimmer von Apotheken. Vorne verkaufen lächelnde Gesichter ihren Kunden

Kopfschmerztabletten. Und hinten waschen sie blutige Laken, schmuggeln die herausoperierten Kugeln der Maschinengewehre heraus, damit sie nicht gefunden werden. Es sind Hinterzimmer, in denen Leben gerettet werden und manchmal nicht, weil die Verwundeten nicht in richtige Krankenhäuser kommen können. Dort wartet der Geheimdienst, die Verhaftung, der Tod.

Manhal lädt die Schüsse der Milizen auf Youtube und Facebook hoch, er schickt sie zu Al Dschazira oder der „New York Times“. Wenn sie ihre Plakate malen, müssen sie manchmal den Ventilator anmachen, weil sie vor Farbe kaum atmen können. Den Nachbarjungen haben sie eingeweiht, weil er nicht glauben wollte, dass sie basteln. Ein Risiko, irgendwann müssen sie die Wohnung wieder wechseln.

Diese gerade gehört Abbas, dem alten Tischler, der so ordentlich ist, dass er regelmäßig einen Wutanfall bekommt, wenn Manhal seine Socken nicht richtig wegräumt, und jeden Tag wie besessen seine Wohnung putzt. Ein kleiner schnurrbärtiger Spießer, der abends in seinem Keller akkurat Fackeln zusammendreht, damit die Kameras filmen können, in der Dunkelheit der Demonstration. Vielleicht ist es der Ärger über die Unordnung der Dinge, die ihn antreibt, als ob etwas im Land wieder gerade gerückt gehört.

Am Werkzeuggestisch daneben lehnt Jafar, der anbietet, sein Herz in kleine Viertel zu zerstückeln, falls die Gäste nichts zu essen haben. Sonst schweigt er meist, wie Abbas, dann und wann bietet er eine Zigarette an. Oben wartet Raslan, der sich heimlich die Bikinimädchen auf dem Laptop anguckt und dem zu Assad nur ein Wort einfällt, aber das spricht er langsam, mit besonderem Genuss aus: „Bitch.“ Er kann es minutenlang sagen, und es ist ihm alles egal, was man schreibt, solange man nur das schreibt.

Wer verstehen will, warum dieser zusammengewürfelte Haufen kämpft, der muss ihre Angst kennen, die sie selbst noch im Ausland verstummen lässt, misstrauisch gegen alle Fremden und manchmal selbst gegen die eigene Familie. Und der muss bei diesen Demonstrationen gewesen sein, wo sie sagen, dass es das Schönste ist, hier endlich, wenigstens einmal, einmal keine Angst haben zu müssen, weil man die Grenze ja schon überschritten hat.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am Abend haken sich die Jungen ein und wiegen ihre Schritte zu dem Schlag der Trommel, ihre Stimmen singen zusammen, und sie fühlen sich stark. Sie haben die Fackeln Abbas' mitgebracht, die jetzt ihre Gesichter beleuchten und die Spruchbänder für die Kamera. Etwa zweihundert Leute sind gekommen, alle jung, viele mit verhüllten Gesichtern. Die Kinder stehen immer noch Schmiere, und die Alten sehen zu.

Sie singen: „Suria la min?“ Wem gehört Syrien? „Wa al saba la min?“ Wem gehört dieser Platz? Und als Antwort „Al thuar al hamawiyya“ - Den Revolutionären aus Hama. Und es stimmt ja auch, für diesen Platz, für diese Minute. Und dann tanzt Manhal.

Niemand stirbt heute Nacht. Als die Kinder rufen, dass die Milizen jetzt kommen, als die Schüsse erklingen, rennen einige, andere gehen ruhigen Schrittes. Morgen werden einige stehen bleiben, morgen werden zwei sterben. Manhal sagt nicht viel. Er schaut die Fackeln an, die erlöschen, und irgendwann erzählt er, wie sie fliehen, wenn sie müssen, durch die Gassen, in denen die Nachbarn ihre Türen aufmachen für sie. In denen jeder willkommen ist, auch wenn sie sich noch nie gesehen haben. „Diese schmalen Straßen“, sagt er, „sind unsere schmalen Straßen.“

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Im Herz der Finsternis

*Es geht um Musik, die den ganzen Körper trifft. Um Drogen und schnellen Sex. Um das Maximum, Im Berliner BERGHAIN, dem derzeit berühmtesten Club der Welt, gelten keine Grenzen mehr. Böse ist nur das Erwachen*

Andreas Wenderoth, stern, 23.02.2012

Wie eine Gottheit steht der DJ am Pult. Eigentlich fehlt nur, dass er jetzt in einem Lichtkegel langsam zum Himmel entschweben würde. Aber dort oben wäre es ihm vermutlich zu hell. In Ben Klocks Musik gibt es kein Licht, keine Hoffnung, keine Leichtigkeit. Es ist reine, schwere Dunkelheit, die sich erbarmungslos wie gehärteter Stahl in den Dancefloor schneidet. Die unmittelbar den Körper sucht und findet, in ihn eindringt und jede Zelle einzeln mit einem schweren Hammer bearbeitet. Die Lichtanlage ist so wattstark, dass man wahrscheinlich Spiegeleier unter ihr braten kann, aber schon seit fast fünf Minuten sickert fast gar kein Licht mehr in den Raum. Nur ein kleiner Deckenspot blinkt trübe von Ferne – so, als würde nach einem Erdbeben ein Suchtrupp mit einer Taschenlampe nach Überlebenden spähen.

Die Protagonisten dieser Geschichte, die wir die Berghain-Familie nennen wollen, sind weder besonders labil, noch stammen sie aus prekären Verhältnissen. Sie sind intelligent und selbstbewusst und stehen überwiegend fest im Berufsleben. Wenn sie „feiern“ gehen, dann, wie sie sagen, stets „20 Plus“ – also nie unter 20 Stunden. Wenn sie sich „komplett wegballern“, weil sie Spaß haben wollen, machen sie das sehr bewusst und nur an den Tagen, an denen sie ausgehen. Allerdings gehen sie recht oft aus. Ihr Wochenende dauert manchmal bis dienstags. So vergehen die Tage und Nächte und das Gefühl für die Zeit.

Im Grunde ist dies eine Art Reisegeschichte. Sie handelt von Menschen, die mit wenig Gepäck möglichst viel erleben, weit weg wollen, ohne dafür ins Flugzeug steigen zu müssen. Die Startbahn für solche Trips, die man in keinem Reisebüro der

Welt buchen kann, ist ein ehemaliges Heizkraftwerk auf der Grenze zwischen Kreuzberg und Friedrichshain: Das Berghain. Der beste Club der Welt, sagen viele. Ein Tempel des Hedonismus auf drei Etagen. Sehnsuchtsort und Vorhölle.

Synonym der Verderbtheit und düsteres Paradies. Ein Ort mit eigenen Regeln.

Mirko, Ben und Celine. Drei Freunde einer Feier-Clique. Keiner von ihnen älter als Mitte 20. Natürlich heißen sie anders, als sie in dieser Geschichte genannt werden, denn in Berghain-Kreisen gilt es als unschicklich, über das zu reden, was hinter der neoklassizistischen Fassade passiert. Die Bereitschaft eines Berghain-Stammgastes öffentlich über das Innenleben des Clubs zu reden, ist in etwa so groß wie die eines unentdeckten Bankräubers, darüber zu informieren, wo die Koffer mit den Scheinen stehen. Auch die Betreiber selbst geben keinerlei Interviews. Damit der Mythos wächst, soll die Realität ausgespart bleiben. Aus demselben Grund hängen auf den Toiletten des Berghain keine Spiegel oder spiegelartigen Flächen, auch Fotos sind streng untersagt. „Was im Berghain passiert, bleibt im Berghain“, heißt es.

Neben eigenen Beobachtungen im Club wurden viele Szenen dieser Geschichte rekonstruiert und basieren auf langen Gesprächen. Manches klingt so phantastisch, als wäre es einem Roman entsprungen. Aber jeder, der hier mit einiger Regelmäßigkeit verkehrt, hat solche oder ganz ähnlichen Geschichten erlebt. Man kann mit jemand, der zur Berghain-Familie gehört, natürlich nicht reden, während er feiert. Davor und danach sind gute Gelegenheiten, aber dabei macht es wenig Sinn. Man würde nichts verstehen. Das Berghain wird nicht in Interview-Lautstärke betrieben, dafür wurde es nicht geschaffen, und noch wichtiger: Gerade wenn sich unsere Protagonisten am besten fühlen, können sie oft gar nicht mehr sprechen. Sie sind dann in einer anderen Welt.

Berghain. Sonnabend, 4 Uhr morgens. Aus der Ferne bereits dunkles Dröhnen wie aufziehendes Gewitter. Durch die hohen Fenster des erratischen Betonblocks dringt ein infernalisches Glimmen. Pulsierende Ströme aus flüssigem Stahl, die kurz aufleuchten, um dann erneut von einer Wand völliger Dunkelheit geschluckt zu werden. Wie bei einer Filmszene von David Lynch, denkt man. Etwas Unheimliches, Ahnungsvolles geht von diesem mythenschweren Gebäude aus.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wer sich ihm nähert, im zähen Fluss einer langen, durch Metallgitter gelenkten Menschenschlange, steht irgendwann vor einem Mann, den er nie mehr vergessen wird. Manche nennen ihn den „Eisenmann“ – weil Ohren, Unterlippe und Nasenscheidewand mit schweren Stahlpiercings durchstoßen sind. Andere wiederum sprechen vom „Echsenmann“, weil sein Gesicht so dicht mit Dornentattoos gepflastert ist, dass die Haut wirkt als wäre sie ein Panzer. Er entscheidet darüber, wer als Bereicherung der Party angesehen wird und wer nicht. Wem er den unbedingten Willen ansieht, zu schwitzen bis zur Dehydration, und wen er eher im Verdacht hat, sich an einer Bierflasche am Rande der Tanzfläche festzuhalten. Mitmacher oder Voyeur? Menschen, die ihn kennen, sagen, Sven Marquardt sei privat ein angenehmer Zeitgenosse, aber hier ist er die respekteinflößende Verkörperung einer ebenso unbestechlichen wie unberechenbaren Macht. Durch kurzes Kopfnicken oder Schütteln kann er einen Menschen in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit stoßen. Oder ihm die Tür zu einer Welt öffnen, die auf seltsame Weise verboten erscheint.

Vorn links, an dem kleinen Tisch der Einlasskontrolle, wird nach Messern und Drogen abgetastet. Die Griffabfolge ist immer dieselbe: Erst fassen sie in den Gürtelbund, zwischen die Schulterblätter und dann die Beine runter bis zu den Socken. Manchmal müssen auch die Schuhe ausgezogen werden. In den Slip fassen sie nie. Deshalb trägt Mirko seine kleine Plastikkapsel, wie jeder, der seine Drogen selbst mitbringt, genau dort. Drogenkauf ist Vertrauenssache und im Club kostet alles etwa 20 Prozent Aufschlag. Aber Mirko zahlt für seinen Stoff selten mehr als den Einkaufspreis. „Wenn man ein paar Verbindungen hat...“

In der Eingangshalle wird die Musik langsam lauter, schon rieseln die Tracks durch die Decke, aber noch kann man sich in Zimmerlautstärke unterhalten. Die Töne verklingen in der riesigen Halle, aber die Bässe sind schon da. Mirko geht vorbei an der Garderobe und dem aus 175 Aluminiumplatten bestehenden Monumentalbild eines polnischen Künstlers, das „Rituale des Verschwindens“ heißt: Kraftstrotzende Naturszenen, ein Spiel der Elemente. Vulkane, Wüstenstürme, Sturmfluten. Dann steht er am Fuße einer stählernen Freitreppe.

Obwohl er sie schon hunderte Mal erklommen hat, ist der Modedesigner jedes Mal wie elektrisiert, wenn er mit einer gewissen Ehrfurcht vor dem Unerwarteten, die vibrierenden Treppenstufen hinauf in die zunehmende Finsternis schreitet. „Dieses Gefühl gibt es in keinem anderen Club der Welt!“ Übergangslos wird man hineingeworfen. Die Treppe endet direkt auf dem Dancefloor: Ein Schlag, für den es keine Deckung gibt. Eine Druckwelle, so stark, dass sie einen fast wieder hinunter stößt. Ein Angriff ohne Kriegserklärung? Nein, nur Musik. Der härteste Techno Europas, der lauteste. Und dunkelste.

Mirko taucht sofort ein in den Energiestrom, der ihn umspült wie starke Brandung. In den er sich fallen lassen kann, weil er weiß, dass er von ihm getragen wird. Gleich rechts steht der erste von insgesamt vier Dance-Stack-Lautsprechern der gewaltigen Funktion One, die als beste Clubanlage der Welt gilt. Er stellt sich erstmal ein paar Minuten direkt davor, damit sich sein Herzrhythmus darauf einstellt. „Wahnsinn“, sagt Mirko. An der Garderobe können weichere Naturen kostenlos Ohropax erhalten, aber wenn es nach Mirko geht, möchte er kein einziges Dezibel dieser wunderbaren, fast absoluten Lautstärke verschenken, die ihn mit der Zärtlichkeit einer Flugzeugturbine liebkost. An der Anlage kalibriert er seinen Körper. Zunächst die Grobeinstellung, das Feintuning besorgt er später mit der Kapsel in seinem Slip.

„Man kommt rein und hat augenblicklich das Gefühl, druff zu sein“, schwärmt Mirko. Von Sonnabend um Mitternacht bis zum späten Montagmorgen darf hier drinnen jeder so sein, wie er ist. Alles hat auf seltsame Weise seine Ordnung. Die Probleme beginnen erst später. Wenn er wieder draußen ist und merken wird, dass er nicht mehr geradeaus laufen kann. Dass ihn das Tageslicht blendet und er eigentlich fast nichts mehr hört. Wenn er sich schämt, in der U-Bahn zu sitzen mit all den Leuten, die grad zur Arbeit fahren, eine Zeitung oder ihren „Latte to go“ in der Hand. Wenn er also tief in seinem Kapuzenpullover versinkt, weil er am liebsten von niemand gesehen werden möchte, weil er sich schmutzig fühlt vom Rauch und Schweiß zweier Nächte. Weil er Augenringe hat und eine Kruste um die Nase, die nicht vom Schnupfen kommt. Weil er sich „als Penner zwischen normalen Leuten“ fühlen und sich ekeln wird vor sich selbst. Aber das ist erst in etwa 25 Stunden.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Musik ist der Unterbau und das Gerüst des Abends. Der Dirigent. Sie gibt vor, was gerade passiert. Die Musik lässt die Zeit vergessen. Mirko guckt aus den Fenstern der voll verglasten „Panoramabar“, die sie hier „Pannebar“ nennen: Die Sonne geht auf. Als er das nächste Mal hinschaut, geht sie schon unter. Das Berghain ist eine Zeitfress-Maschine. Auf der einen Seite steckt man Zeit und irdisches Leben in einen Schlitz, und auf der anderen Seite purzeln Erlebnisse aus einer Traumwelt heraus, von denen man später gar nicht mehr genau sagen kann, wann man sie hatte. Oft sind sie seltsam entrückt, im milden Schein vorübergehender Amnesie, und an exzessiven Tagen werden sie gespeist von mindestens einem Gramm klein gestoßener Kristalle. Aber immer folgen sie dem rauschhaften Soundtrack, der, wie bei einem archaischen Zeremoniell, eine ganze Gemeinschaft in Trance versetzt. Wenn man die Augen schließt, nehmen die Töne Formen an. Man kann die Musik dann sehen. Der abgrundtiefe, aber doch klar konturierte Bass, das Vorantreibende der Kickdrum, die scharfen Obertöne. Sie schweben im Raum und manchmal beißen sie zu.

Die Tanzfläche befindet sich unter einer 18 Meter hohen Decke. Die Teilung zwischen schwul und hetero verläuft wie eine imaginäre Grenze über den Dancefloor. Das Kraftzentrum liegt eindeutig auf der linken Seite des Raums. Dort befinden sich die verschwitzten freien Oberkörper von kahlköpfigen, gepiercten Männern, die so wirken, als würden sie schwere körperliche Arbeit verrichten. Als wären sie Kesselheizer und kämen geradewegs irgendwo aus einem Schiffsbauch. Einer von ihnen hat sich auf den Unterarm ein Zentimetermaß tätowieren lassen – damit er beim „Fistfucking“ genau weiß, wie weit er schon ist. Zur Mitte des Dancefloors hin sind die Schwulen ein bisschen angezogener, bis mehr oder weniger vollständige Bekleidung vom Beginn der Hetero-Sektion kündigt. Ausnahmen natürlich auch dort: Zum Beispiel jene Dame im hautengen Overall, deren Netzstrumpfhose genau die Stelle ausspart, die man gemeinhin eher verdeckt.

Als Mirko das erste Mal den kathedralhaften Raum betrat, sah er sich plötzlich umgeben von sechs Schwulen im Gummioutfit: „Zwei machten es direkt auf der Tanzfläche, die anderen standen drum rum und masturbierten.“ Das war sein Einstand im Berghain. Drei Jahre später sagt Mirko, 21: „Es gibt nichts, was ich noch nicht gesehen habe.“ Dass man auf dem Boden ausrutschen kann, liegt nicht nur am

Schweiß der Tanzenden. Es gibt Gummimatratzen, die an Eisenketten hängen. Stockbettartige Liegeflächen und Betonsofas. Nischen und verwinkelte Räume, die man nur mit der Taschenlampe oder dem Displaylicht des Handys betreten kann, weil sie in völliger Dunkelheit liegen, und man nicht so genau weiß, ob hinter dieser ersten Schicht der Dunkelheit nichts ist oder vielleicht mehr als man möchte.

Mirko, Ben und Celine. Nie sind sie verabredet, weil das gewöhnlich und spießig wäre, und doch treffen sie sich fast jedes Wochenende vorn rechts, irgendwo zwischen DJ-Pult und Box. Mirko hat bereits den Podest erklommen. Wenn er tanzt, wirkt es so, als würde er ein komplettes workout machen. Ben dagegen pumpt nur mit Armen und Füßen - bis er nicht mehr kann. Und Celine wedelt mit den Händen, gibt der Sache eine Art indisches Flair, obwohl sie ja eigentlich aus Südfrankreich stammt. Es ist nicht so, dass sie verhalten tanzen würde, aber doch immer noch mit einem Rest von Contenance. Mirko ist das völlig egal.

In seinem anderen Leben achtet Mirko sehr auf seine Ernährung, macht zweimal am Tag 40 Liegestütze und Hantelübungen, und geht jeden Morgen Joggen. Sozusagen als Ausgleich für die Zumutungen, die er seinen Körper hier zufügt. Wenn Mirko auf Drogen ist, weiß er oft nicht, wohin mit sich. Tanzen kann er dann kaum. Zwar will er sich im Prinzip bewegen, aber irgendwie auch nicht. Meist hängt er am DJ-Pult, hält sich irgendwo fest, peilt ein bisschen rum. Wie angeschossen wankt er von einer Seite zur anderen durch Tiefbassattacken hindurch und elektronischen Eisregen. Er hat schon einen gewissen Rededrang, aber er weiß natürlich auch, dass er jetzt „im Prinzip eh nur Scheiße“ redet. Außerdem ist der Mund trocken und es entweichen ihm eher Geräusche als artikulierte Wörter. Zum Glück hat er in diesen Phasen meist so eine Art Mission. Das Gefühl, etwas Bestimmtes machen zu müssen. Das können scheinbar kleine Dinge sein. Heute, wird er sich später erinnern, hat er die Mission, seine Wasserflasche zu beschützen. Er ist voll konzentriert darauf und hat keinerlei Zeit für irgendetwas anderes. Die Flasche darf also auf gar keinen Fall kaputt gehen. Mirko hat alle Hände voll zu tun.

Wenn Ben weiß, dass er am nächsten Tag 14 Stunden im Büro ist, weil eine Präsentation ansteht, verlässt er das Berghain einfach ein bisschen früher, so dass er

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

noch drei oder vier Stunden schlafen kann. In der Regel aber kommt er montags in die Agentur ohne jeden Schlaf. Bis acht Uhr war er dann im Berghain, hat es gerade noch zum Frühstück bei McDonalds am Zoo geschafft und sich, um besser wach zu bleiben, noch ein Näschen „Klarkomm-Koks“ gezogen. „Man muss gucken, dass man es sich nicht anmerken lässt.“ Seine Arbeit erledigt er unauffällig und gut, nur dass er zwischendurch eben hin und wieder mal für ein paar Sekunden am Schreibtisch einnickt. In der Mittagspause zieht er vorsichtshalber noch mal nach. Der Montag stellt kein Problem dar. Die Probleme beginnen immer erst dienstags.

Ben hat wie immer, wenn er auf Drogen im Club ist, für alle Fälle „einen Anker“ gesetzt. Hat sich also in einer forschen Selbstlüge gesagt, falls die Party schlecht läuft – alle Erfahrungen sprechen dagegen – könnte er sich um 12 Uhr theoretisch abseilen, mit diesem oder jenen Freund treffen und auf den Flohmarkt gehen, etwas essen oder einfach irgendwas tun. Dieses immer wiederkehrende Denkmuster ist wie ein Zwang, aber doch auch der Wunsch nach eine Art Sicherheit, denn spätestens wenn er wieder ins Tageslicht kommt, möchte er, dass jemand da ist, mit dem er sich unterhalten kann. Eine Bezugsperson. „Das ist ganz wichtig für mich.“

Die Frauen, die er hier kennen lernt, sind keine Bezugspersonen. Der Bezug zu ihnen verliert sich ebenso schnell, wie er sich ergab. Wenn Ben eine Frau sieht, die ihm gefällt, schätzt er zunächst mal ein, ob es eine Feierfrau ist, oder ob sie vielleicht erst zum zweiten oder dritten Mal hier ist und, wie Ben sagt, „noch Werte und Ethik im Kopf“ hat. Den Feierfrauen ist meistens alles egal. Vorhin erst kam wieder eine zu ihm und fragte ohne Umschweife: „Ey, lass mal poppen!“ Ben wollte aber erst noch tanzen. Poppen kann er später noch mehr als genug.

Es gibt natürlich kein Antanzen wie in der Disko, jeder tanzt für sich, und Ben hat oft die Augen geschlossen. Aber bei Bedarf wechselt er den Modus und schaltet auf Suchblick um. Man sieht sich, macht eine Kopfbewegung, geht vor, der andere kommt nach. Klo oder unten in den Nischen. Die Klos sind ihm nach zwei Tagen zu versifft, die meisten Frauen finden sie sowieso nur bedingt anregend, und so zieht Ben in der Regel die Nischen im Erdgeschoss vor, bei denen als besonderes Schmankerl noch diese kleine, wunderbare Gefahr des Entdecktwerdens hinzukommt.

Es ist nicht so, dass sie herkommen, um Sex zu haben. Eher ist es so, dass es sich ergibt. Eine Art Zugabe. Celine will die Männer ja vorher immer kennen lernen. Wenn sie jemand mag, dann wegen seines Charakters. „Sie ist da mehr so zwischenmenschlich,“ sagt Mirko, als habe er Schwierigkeiten dieser eigenwilligen Auffassung zu folgen. Natürlich, es gibt Frauen, die sind da anders. Suchen sich irgendwo in der Dunkelheit einfach einen geilen Schwanz. Völlig egal, wie der Typ aussieht. Man sieht ihn ja sowieso nicht.

Eigentlich ist Sex nichts, womit sie sich in ihrer Gruppe brüsten. Mirko zum Beispiel ist eher bemüht, zumindest einen Teil seiner Erlebnisse zu verbergen. Wer viel über Sex redet, weiß er, „kommt immer ein bisschen schlampig rüber“. Nie würde er also sagen: „Den dort hinten mach ich jetzt klar!“ Er tut es einfach. Der Toilettenblick ist gängig. Aber oft kommt auch einer direkt zu ihm und fragt. Hinterher immer diese kleine Verlegenheit, wenn man sich wieder anzieht, was man grad noch ausziehen konnte. „Ich bin Mirko und du?“ Manchmal antworten sie dann: „Sorry, can you speak English please!“ Verdammt, woher soll man das wissen? Man hat ja nicht miteinander geredet.

Celine ist Mirkos beste Freundin. Sie haben sich in der Schule kennen gelernt, und schnell gemerkt, dass sie gleiche Vorstellungen von Musik und Feiern hatten. Die Welt der Drogen haben sie sich zusammen erschlossen. Es ist immer so, dass Mirko der Vorkoster ist, bevor Celine glaubt, genau das dann auch zu wollen. Oft denken sie ganz ähnlich und wenn einer von beiden etwas sagt, spricht er nur aus, was dem anderen ohnehin auf der Zunge liegt. „Als ob wir total connected wären.“

Celine ist 18, will demnächst Fotodesign studieren und sagt, sie habe Glück gehabt, so früh in die Feier-Szene reingekommen zu sein: „Wer erst mit Ende 20 das Feiern entdeckt, hat doch ein Problem!“ In diesem fernen Alter, von dem sie so redet, als liege es am Ende der Welt, möchte sie schon längst wieder draußen sein. Nein, eine Suchtgefahr sehe sie nicht, Wochenende und Alltag werden strikt getrennt, außerdem würden sie weder trinken noch rauchen. Jetzt, das ist wilde Jugend und ein Körper, der alles mitmacht und fast alles verzeiht, aber wenn die Zipperlein beginnen, der Rücken zwick, und vielleicht zuhause schon eine Familie wartet, dann will sie doch nicht im

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ernst noch im Berghain sitzen und Lines ziehen. Aber das ist natürlich noch ein bisschen hin.

Die Toiletten sind aus praktischen Erwägungen nicht nach Frauen und Männern getrennt. In erster Linie dienen sie dem Drogenkonsum und einer besonderen Form des Instant-Sex. Das führt dazu, dass sich davor fast immer erhebliche Rückstaus bilden. Diejenigen, die mit den Gepflogenheiten nicht vertraut sind oder ein eher gewöhnliches Bedürfnis haben, pochen von draußen an die Tür oder brüllen „Aufmachen!“ – dadurch lässt sich drinnen allerdings niemand stören.

An ihrem besten Tag haben sie es auf neun Personen in einer Klokabine gebracht, Mirko ist immer noch der Meinung, dass sie dafür nachträglich einen Preis verdienen. Heute sind sie immerhin zu fünft, was auch schon eine recht gute Platzaufteilung erfordert. Mirko baut „Peitschen“ für alle. Drogencocktails, die den Reiz der Einzeldroge um den schmissigen Faktor der Unkalkulierbarkeit erhöhen, weil sie aus zwei bis vier zusammengemischten Drogen bestehen. Die Regeln sind klar, und wie Mirko sagt „relativ krass“: Legen, wegziehen, alles verballern, und wenn der erste sagt, er kommt wieder zu sich, muss er nachlegen. Und alle, egal, ob sie schon wieder klar sind oder noch nicht, ziehen mit. So eine Art Komasaufen, nur ohne Alkohol.

Ihre „Lieblingmische“ ist eine Kombination aus dem Betäubungsmittel Ketamin und dem Ecstasy-Wirkstoff MDMA. Manchmal kommen noch eine Prise Speed oder ein paar zerhackte Ritalintabletten hinzu. Weil sie „einen schönen sauberen silbernen Tisch zum Ziehen bildet“, nimmt Mirko gern die silberne Klappe von der Klorolle und schüttelt das gestoßene Pulver darauf, um es zu vier schönen, parallelen Bahnen anzuordnen. Mit gerollten Geldscheinen zu ziehen findet er eklig, man weiß ja nie, wer da vorher schon alles seine Nase drin hatte. Einer seiner Bekannten hat sich dabei mit Aids infiziert, „was halt superuncool ist.“ Deshalb führt Mirko immer ein Leichtmetall-Ziehrohrchen bei sich, das nur die Kumpels benutzen dürfen.

„Mein erstes K-Whole“ steht in Celines Tagebucheintrag vom 5. Oktober 2010. Das erste Ketaminloch, in das sie gefallen ist. Am Rand ein paar gemalte Herzchen,

wie sie es immer macht, „wenn ein Tag supertoll war“. Aber heute hat Mirko irgendwie die Mischung „verpeilt.“ Durch eine kleine Unaufmerksamkeit hat er das MDMA mehr oder weniger pur gezogen und sie das ganze Ketamin. Das hat zur Folge, dass er sich „voller Liebe“ für die ganze Welt fühlt und sie die ganze Zeit umarmt, sie aber, von einem Betäubungsmittel „komplett weggeballert“, gar nichts mitbekommt. Er denkt beharrlich, dass auch sie mit ihm kuschle. Dabei kann sie sich gar nicht mehr bewegen.

Wenn auf einmal das Licht angeht, vor den Klos die Ausgänge urplötzlich von wuchtigen Herren mit amtlicher Ausstrahlung blockiert werden, und bald darauf Handschellen klicken, weiß man: Die Ordnungsmacht schaut nach dem Rechten. Ben sagt, bei einer Razzia würde er nie seine Drogen vernichten. Abgesehen davon, dass es dann meist sowieso zu spät wäre, sieht er sich auch nicht in unmittelbarer Gefahr. Zugriffe der Polizei, so selten sie hier sind, erfolgen in der Regel gezielt gegen Dealer. Nicht gegen die Gäste.

Mirko macht im K-Whole immer Reisen, und ist irgendwo in der Welt. Er war schon in Rio und in Alaska, im Mittelalter und in der Zukunft. Einmal ist er im Spaceshuttle im Klo gelandet und hat sich nicht getraut, die Tür zu öffnen, weil er unsicher war, auf welchem Planeten er grade gelandet war. Celine schiebt fast immer denselben Film: Sie sitzt in der Achterbahn, ganz vorn, ist die Königin und lässt Leute, die sie mag zusteigen, andere schubst sie weg. Und dann fliegen sie hoch und runter über den Saal, fahren Loopings, lachen und freuen sich, wie schön diese Welt ist, die so wenig mit dem Alltag dort draußen zu tun hat.

Als Mitglied der Berghainfamilie sorgt man stets füreinander: Wer im K-Whole ist oder in irgendeinem anderen Zustand, in dem er sich weder artikulieren noch um sich selbst kümmern kann, wird von seinen Freunden „gepflegt“, wie sie hier sagen. Eine gute Pflege beinhaltet zum einen das Abschirmen gegen die security - man möchte ja nicht mitten in der Party einfach klanglos rausgetragen werden. Ferner muss, aus Gründen der Entgiftung, ständig eine Wasserflasche gereicht werden. Kann sich jemand gar nicht mehr bewegen, schmiert man ihm beherzt ein wenig Speed oder Koks aufs Zahnfleisch – und schon ist er wieder unter den Lebenden.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Genau unter der Treppe, die zur Panoramabar führt, etwas versteckt zwischen den Boxen, liegt der Darkroom. Ein höhlenartiges Entree, im Trockennebel nur schemenhaft zu erkennen, markiert die Grenze zu einem autonomen Reich, in dem mehr oder weniger alles erlaubt ist. Davor tanzen, gewissermaßen als Appetizer, bis aufs Lederriemchen entkleidete Hardcore-Schwule. Mirko sagt, er finde sich dort gar nicht zurecht, so stockduster sei es. An den Wänden muss man sich lang tasten bis man, sozusagen im Herzen des Raums, den Ort erreicht, von dem viele kleine funktionale Kammern abgehen. In der Mitte eine einzige Schwarzlichtlampe. Darunter stehen die Willigen. In der Regel nicht lange. Es kommen Interessenten hinein, gucken „und wenn sie jemand gut finden, nehmen sie den weg.“ Wenn nicht, warten sie ein paar Sekunden.

Im „Labratory“, einem separaten Schwulenclub im Erdgeschoss, der nur gelegentlich vom übrigen Berghain her zugänglich ist, werden besondere Fetische bedient. Zu Discomusik aus den 70er und 80er Jahren gibt es die beliebten „Friday Fuck“- „Lass es laufen“- Parties. Beim „Fausthouse“ erhält man Gummihandschuhe umsonst und Tipps für traute Zweisamkeit: „Nur Fingernägel müsst ihr vorher noch selbst schneiden!“

In der „Pannebar“, deren Hartgummitresen die beherzte Nahaufnahme eines aufgespreizten Männerhinterns zielt, hat Mirko eine Pille genommen, und weil er nicht viel merkt, hat er sofort eine zweite eingeschmissen - was sich jetzt rächt. Gerade will er am Hahn seine Wasserflasche nachfüllen, als die Pillen anfangen zu wirken. Rechts aus dem Klo schauen zwei Füße hervor. Benommen stapft Mirko hin und sieht wie eine Frau auf dem Rücken in einer Urinlache liegt.

Die Hose hat sie halb runtergeschoben und masturbiert. Gleichzeitig miaut sie wie eine Katze und schlägt wild nach den Typen, die vergeblich versuchen, sie wieder hinzustellen. Obwohl Mirko ziemlich hinüber ist, weiß er, welcher Stoff hier die Regie führt: Überdosiertes GHB, flüssiger Graffiti-Entferner, der vor einigen Jahren als aphrodisierende Schwulendroge aus den Staaten in die Berliner Partyszene schwappte. Ein Krankenwagen wird gerufen, die Frau zittert und wird an einem Stuhl festgeschnallt, aber immer noch macht sie „Miau“.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mirko ist verwirrt und geschockt, MDMA verstärkt ja leider nicht nur positive, sondern generell alle Emotionen, und weil die Party für ihn jetzt gelaufen ist, besorgt er sich von einem Kumpel etwas Gras, setzt sich ans Ufer der Spree und kiffte gegen die düstere Stimmung an. Viele Stunden sitzt er dort ganz allein, dann fährt er nach Hause, hört sich, wie immer zum Runterkommen, Intimacy Girl „Heartz 4“ an, seit Jahren sein Lieblingslied nach dem Feiern. Eine düstere Eloge auf schlaflose Einsamkeit nach einer drogensättigten Nacht. Das Herzrasen, die Unstetigkeit, die Melancholie. Und die Frage: Warum hast du das wieder gemacht? Warum? 25 Stunden war er mit Freunden zusammen, hat getanzt bis er nicht mehr konnte, hat mehr Sex gehabt, als andere in einem Monat, aber jetzt ist er ganz allein mit den Bildern der am Boden liegenden Katzenfrau. Gäbe es doch irgendeine Taste, um sie einfach zu überspringen.

Er geht unter die Dusche und heult, bis er nicht mehr kann.